This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06827719 7

685732

Missionsstunden

von

K. W. Dietel,
† Pfarrer in Mülsen St. Jakob.

Zweites Heft:

Hinterindien, Madagaskar, Jamaika.

Dritte Auflage,

durchgesehen und erweitert

von

P. C. Paul,
Schriftführer der Sächsischen Missions-Konferenz.

Leipzig
Druck und Verlag von Fr. Richter.
1898.

Preis 2 Mark.

Verlag von Fr. Richter in Leipzig.

Gustav-Adolf-Stunden.

Sammlung von Vorträgen über das Gustav-Adolf-Werk. Ein Handbuch für die Freunde desselben. Herausgegeben von **Franz Blanckmeister,** Pastor in Dresden, Herausgeber des Sächs. Gustav-Adolf-Boten. Zweite Auflage. Preis geh. 3 Mk. 50 Pfg., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pfg.

Das anerkannt Beste auf diesem Gebiet, das in Form wie Inhalt reichen und interessanten Stoff bietet für jede Gustav-Adolf-Stunde, jedes Gustav-Adolf-Fest!

(Pfarrervereinsblatt.)

Es giebt in der gesamten Gustav-Adolf-Litteratur kein einziges Werk, das in so umfassender und lichtvoller Weise über das große Arbeitsgebiet des Vereins orientierte, wie dieses praktische und billige Buch.

(Schleswig-Holsteinischer Gustav-Adolf-Bote.)

Das Reich muss uns doch bleiben.

Sammlung von Vorträgen evangelischer Geistlicher zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen im Kampf mit Rom. Ein Handbuch für Freunde des Evangelischen Bundes. Herausgeg. von P. F. **Blanckmeister** in Dresden. Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Diese Sammlung hat für jeden gläubigen, seines Glaubens bewußten, evangelischen Christen hohen Wert, auch wenn er nicht Mitglied, ja nicht einmal Freund des „Evangelischen Bundes“ ist. Diese Vorträge sind alle vom Standpunkte des positiven Christentums aus gehalten und geschrieben. Bald weisen sie dankbar hin auf die Segnungen der Reformation und die hohen herrlichen Güter, die wir ihr verdanken; bald zeigen sie uns die Kampfesweise Roms und namentlich des Jesuitismus und beweisen, daß dieselbe in alter und neuer Zeit immer dieselbe geblieben ist; bald -- und das deutet schon der Titel an — sprechen sie die frohe Zuversicht aus, daß die Predigt des lauteren Evangeliums siegreich alle Kämpfe überdauern wird. Für Geistliche und geistig geförderte Gemeindeglieder in konfessionell gemischten und gefährdeten Gegenden dürfte das Buch mit seiner großen Mannigfaltigkeit des Inhaltes ein nicht versagendes Rüstzeug bieten. (Theol. Litteraturblatt.)

6989

Missionsstunden

von

R. W. Dietel,
† Pfarrer in Mülsen St. Jakob.

Zweites Heft:
Hinterindien, Madagaskar, Jamaika.

Dritte Auflage,

durchgesehen und erweitert

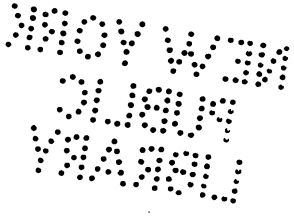
von

P. C. Paul,
Schriftführer der Sächsischen Missions-Konferenz.

Leipzig
Druck und Verlag von Fr. Richter.
1898.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
685732
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1915 L



Vorwort zur dritten Auflage.

Die Missionsstunden-Litteratur hat in neuerer Zeit manchen trefflichen Zuwachs erhalten; trotzdem behaupten P. Dietels Missionsstunden ihren Platz. Sie werden auch nach dem Tode des Verfassers vielfach begehrt und müssen neu aufgelegt werden. Diesen Erfolg verdanken sie sicherlich nicht zum wenigsten dem Umstande, daß in ihnen die wichtigsten Missionsgebiete erschöpfend behandelt werden, sodaß die, welche sie lesen oder hören, ein umfassendes Bild vom Werden und Wachsen der betreffenden Missionskirche erhalten. Darin stehen diese Missionsstunden einzigartig da.

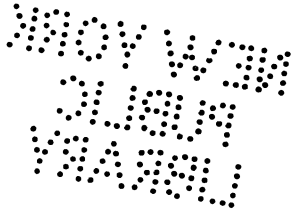
Der Unterzeichnete hat sich auf Wunsch des Verlegers der Aufgabe unterzogen, die neue Auflage des vorliegenden Heftes durchzusehen und den Fortgang der Missionsgeschichte bis zur jüngsten Zeit darzustellen. Bei dem ersten Abschnitt „Hinterindien" ist damit eine ziemlich weitgehende Umarbeitung und Erweiterung des Stoffes verbunden gewesen, was um so mehr rätlich erschien, weil gerade über Hinterindien und seine gesegnete Karenenmission die deutschen Quellen recht spärlich fließen.

Dagegen wurde bei Madagaskar und Jamaika der Dietelsche Text fast überall beibehalten, es bedurfte aber bei der madagassischen Mission eines ganz neuen Kapitels wegen der jüngsten politischen und konfessionellen Wirren.

Möge das Heft auch in der neuen Gestalt eine so freundliche Aufnahme finden, wie bei seinem früheren Erscheinen.

Lorenzkirch bei Strehla, April 1898.

P. Carl Paul.



I. Hinterindien.

1. Land, Leute und Religion.

Unter den drei großen Halbinseln, in welche der asiatische Erdteil nach Süden hin ausläuft, ist Hinterindien die östlichste. Wie ihr Name besagt, ist sie erst später als Vorderindien in den Gesichtskreis der civilisierten Völker getreten, auch steht sie an Bedeutung weit hinter dieser ihrer Namensschwester zurück. Man darf freilich nicht vergessen, wie viel Fleiß seit einigen hundert Jahren auf die Hebung und Entwickelung Vorderindiens verwandt worden ist, während solche Bestrebungen in Hinterindien erst der Neuzeit angehören. Die Portugiesen haben zwar schon früher Berührungen mit seinen Küsten gehabt, aber man weiß ja aus allen Teilen der Erde, daß sie nichts Kraftvolles und Dauerndes zu schaffen vermochten. Erst als um die Mitte unsers Jahrhunderts die Engländer sich an der Westküste der großen Halbinsel festsetzten, begann eine neue Zeit für die dort wohnenden Völker.

Hinterindien, das an Flächenumfang fast viermal so groß ist, als das deutsche Reich, ist ein reiches und schönes Stück Erde. Es hat eine vielgegliederte Küste und zahlreiche gute Häfen. Mächtige Ströme (der Irawadi, Salwen, Menâm und Mekong) ergießen sich von Nord nach Süd, und große, in

gleicher Richtung ziehende Gebirge teilen die Halbinsel fast regelrecht in weithin sich dehnende Längsthäler. Das Land liegt ganz in der heißen Zone und erfährt neben den Segnungen derselben auch ihre Schrecken. Befördern Wärme und Feuchtigkeit die Vegetation aufs reichlichste, so bringen sie auch schlimme Krankheiten hervor; daher wird es den Europäern schwer, sich an das Klima Hinterindiens zu gewöhnen. Wenn die tropischen Regen, gegen welche unsre stärksten Gewittergüsse nur sanfte Sprühregen sind, herabstürzen, schwellen die Ströme furchtbar an und bewirken ausgebreitete Überschwemmungen. Die Folge davon ist erneute Fruchtbarkeit, aber auch erneute Gefahr vor ansteckenden Krankheiten und Seuchen. In den Nächten steigen regelmäßig dichte Nebel auf, die sich in schrecklichen Unwettern wieder niederschlagen. Schon am frühen Morgen ist's sehr warm; gegen Mittag erreicht aber die Hitze einen solchen Grad, daß Menschen und Tiere sich vor den sengenden Sonnenstrahlen verbergen müssen.

Das Tierreich hat hier seine gefährlichsten Vertreter: Tiger, Leoparden, Rhinozerosse, wilde Katzen, Elefanten, Büffel, Wölfe, Bären, wilde Schweine sind hier zu Hause. Auf den Bäumen zahlreiche Affen. Dann das verschiedenartigste Geflügel in der Pracht tropischer Farben. Hier entwickelt der Pfau seine höchste Schönheit. Die herrlichen Gold- und Silberfasanen leuchten im Waldesdunkel. Grüne Tauben fliegen in großen Schwärmen, alle Arten von Sumpf- und Schwimmvögeln beleben die zahlreichen großen Gewässer; hoch oben in den Lüften aber wiegt sich der königliche Adler. Die Flüsse beherbergen neben zahlreichen Fischen Mengen von Alligatoren und Schildkröten; an den Ufern der Flüsse leben zahlreiche, gefährliche Schlangen. Eine reichhaltige Insektenwelt entzückt zum Teil das Auge durch ihren schimmernden Farbenglanz, wird aber auch wiederum zu großer Plage, und während der Regenzeit

kommen dichte Wolken geflügelter Ameisen gezogen, welche sich überaus lästig machen.

Unter den Pflanzen des Landes nimmt der Reis eine hervorragende Stellung ein. Sodann gedeihen alle edlen Getreidesorten. Ferner werden Tabak, Indigo, Thee, Pfeffer, süße Kartoffeln gebaut; besonderes Wachstum aber entfaltet die Ölpflanze, dort Sesam genannt. Das Land ist namentlich in der Nähe der Flüsse reich bebaut und gut gepflegt. Ein Reisender beschreibt ganz begeistert die Gegenden an den Ufern des gewaltigen Stromes Irawadi, vergleicht sie mit englischen Gärten und setzt sogar unsern Rhein mit seinen lieblichen Ufern dagegen zurück. Zugleich preist er den Baumwuchs Hinterindiens und meint, alles, was es sonst noch Ähnliches auf der Welt gäbe, sei nur dürftiges Gesträuch dagegen. Wenn das auch übertrieben ist, so läßt sich doch daraus auf die großartigen Wälder Hinterindiens schließen. Da wächst unter vielen andern hohen, nutzbaren Bäumen der riesenhafte Teakbaum. Sein Holz ist das beste für den Schiffbau; denn es ist leichter als Eiche und doch so viel widerstandsfäher, daß ein Teakholzschiff vier Eichenholzschiffe überdauert. Die Wälder Hinterindiens sind meistens noch Urwälder. Sümpfe und dichtes Gestrüpp erschweren das Fortkommen. Alle Arten von Palmen erheben hoch ihre stolzen Kronen, und neben diesen Aristokraten der Pflanzenwelt hat das gewöhnliche Bambusrohr hier so recht eigentlich seine Heimat. Es ist den Bewohnern des Landes geradezu unentbehrlich. Die ganze bisherige Industrie des Volkes beruht auf der Benutzung dieses Rohres. Häuser und Hütten, Brücken und Wege, alles wird davon gebaut. Ruder und Masten, Waffen und Schilde fertigen die Eingeborenen aus Bambus; ja sogar ihre musikalischen Instrumente und ihre Wasser- und Ölbehälter sind von Bambus. Matten und Seile werden aus den Fasern dieses geschätzten Rohres geflochten und gedreht. Die Webstühle, auf

denen die Leute ihr Seidenzeug bereiten, sind aus Bambus. Überhaupt sind die Eingebornen sehr geschickt in Verfertigung von allerlei Kunstgegenständen. Besonders zeichnen sie sich in der Herstellung wunderschöner lackierter Sachen aus.

Hinterindien ist auch reich an edlen Metallen. Schon in uralten Zeiten findet sich für Hinterindien die Bezeichnung „Goldenes Land", wahrscheinlich von dem Überfluß an Gold, womit die Dächer und Wände der zahlreichen Buddhistentempel vorzeiten bedeckt waren. Außer dem Edelmetall finden sich viele köstliche Edelsteine; auch die schwarzen Diamanten, die Kohlen. Das Meer liefert schöne Perlen. Das Naphta, eine Art Petroleum, benutzen die Bewohner des Landes, um alle ihre Zimmerhölzer damit zu bestreichen und damit die schlimmen Termiten, weiße Ameisen, denen kein Holz widersteht, abzuhalten.

Die Einwohnerzahl Hinterindiens ist nicht so bedeutend, als man nach der Größe und Ausdehnung des Landes erwarten sollte. Sie beträgt etwa 40 Millionen. Früher muß die Bevölkerung weit zahlreicher gewesen sein; aber sie hat abgenommen, hauptsächlich wohl infolge eines grausamen Regierungssystems und der blutigen Kriege der Eingebornen untereinander; auch mögen die Kämpfe zwischen den europäischen Kolonialmächten und den Eingebornen vielen Bewohnern das Leben gekostet haben. Im ganzen 19. Jahrhundert ist die große Halbinsel nicht zur Ruhe gekommen. Mächtige, stundenweit sich hinziehende Trümmerhaufen geben Zeugnis von der Größe zerstörter Städte. So sind Pegu, Rangun, Arakan, Singapore, früher alle reich bevölkert, seit 100 Jahren beständig in der Einwohnerzahl zurückgegangen. Allem Anschein nach bringt ihnen das britische Regiment jetzt einen neuen Aufschwung, bei einzelnen Städten, z. B. Rangun, ist das außer allem Zweifel.

Die Bewohner Hinterindiens teilen sich in viele verschiedene Völkerschaften mit ebensovielen verschiedenen Sprachen und

Dialekten. Nicht weniger als 14 Sprachen und 20 Dialekte oder Mundarten werden auf der großen Halbinsel gesprochen. Wie erschwerend dieser Umstand für die Mission ist, läßt sich leicht ermessen. Die Hinterindier sind kein einheitlicher Menschenschlag. Im Osten ist die Verwandtschaft mit den Chinesen unverkennbar, daher der Name Cochinchina d. h. Kleinchina; im Westen wohnen Völker, die den Hindus ähneln. im Süden Malayen. Sie alle haben meist dunkle Hautfarbe, seltener eine hellbraune, ihr Haar ist schwarz und schlicht. Die Augen sind groß und schwarz, die Nase stumpf und flach, der Mund breit, die Backenknochen sind hervorstehend.

Sie tragen die heidnische Art deutlich genug an sich. Sind sie äußerlich auch anscheinend ehrbar und wohlanständig, so verbirgt sich hinter diesem guten Schein doch die größte Unsittlichkeit. Unkeuschheit und Wollust sind die verderblichen Laster, die am Mark des Volkes zehren und jedenfalls mit zur Abnahme der Bevölkerung beitragen. Die Vielweiberei herrscht auf der ganzen Halbinsel. Der Handel mit Mädchen ist gang und gäbe. Eine Tochter geht bei den wilden Stämmen nur dann aus dem Hause ihrer Eltern, wenn ihr Bräutigam diese mit dem Geschenk eines Sklaven entschädigen kann. Steht ihm kein solcher zu Gebote, so muß er im Hause seines Schwiegervaters bleiben und arbeiten. Väter, die äußerlich den Eindruck der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder machen, verkaufen doch in größter Gemütsruhe ihre Töchter. Lüge, Hinterlist, Verstellung, Dieberei und die niedrigsten Laster kennzeichnen die Hinterindier, besonders die, in deren Adern malayisches Blut fließt. Der Siamese betrügt den Fremden wo er kann. Der Barmane dagegen ist gastfreundlich. Anstrengung liebt er aber durchaus nicht. Er füllt seine Zeit am liebsten mit Jagen oder als Zuschauer bei Kampfspielen aus. Ein englischer Missionar, der lange unter den Barmanen gewirkt hat, nennt sie die fröhlichsten

und gemütlichsten Leute, wenn man nur aufs Äußerliche sähe. Sie lachen, scherzen und spielen mit der ganzen Ausgelassenheit lustiger Kinder. Auch Arbeit und Geschäfte behandeln sie als ein Spiel. Eins ihrer beliebtesten Sprichwörter lautet: „Leicht kommen, leicht gehen.“ Freilich sind sie auch dem Spiel im schlechten Sinne ergeben, was sie öfters zu hitzigen Streitigkeiten führt, die nicht selten in ernste Gewaltthaten ausarten. Die bunte Kleidung der Barmanen läßt eine durcheinandergewürfelte Volksmenge wie einen Blumengarten erscheinen, besonders an buddhistischen Festtagen, wenn ihre Turbane und Obergewänder in nelkenrot, blau, grün, gelb, scharlach, dunkelblau und jeder nur möglichen dazwischenliegenden Farbenabstufung schillern. In ihrer leiblichen Gestalt haben sie viel Ähnlichkeit mit den Bewohnern Vorderindiens, man trifft meist schöne, ebenmäßige Gestalten, auch der Gesichtsausdruck ist von feiner gewinnender Art. Die Frauen gehen, im Gegensatz zu den Hindufrauen der bessern Klassen, ohne Scheu in die Öffentlichkeit. So tritt uns das Volk im ganzen als eins der edleren unter den heidnischen Völkern entgegen. Eine Untugend aber tritt stark hervor: ihr furchtbarer Hochmut. Sie halten Hinterindien für den Mittelpunkt der Welt und jeder Stamm ist maßlos von sich selbst eingenommen.

Politisch sind auf der großen Halbinsel jetzt drei Reiche zu unterscheiden. Früher war eine größere Zahl mehr oder weniger selbständiger Staatswesen vorhanden, aber die Eroberungslust einiger eingeborener Herrscher und später der Druck der europäischen Kolonialpolitik haben sie so zusammengeschweißt, daß jetzt nur diese drei zu nennen sind; das unter englischer Oberhoheit stehende Barma, das selbständige Siam und das zur französischen Interessensphäre gehörige Annam.

Barma, das westlichste von ihnen, mit dem wir uns im folgenden ausschließlich beschäftigen wollen, wird in Ober- und

Unterbarma eingeteilt. Ersteres, am Oberlauf der Ströme Irawadi und Salwen gelegen, schiebt sich wie ein Keil zwischen die Nordprovinzen Vorderindiens und China ein. Es ist bisher nur wenig erforscht und für die Mission erst in der neuesten Zeit zugänglich geworden. Die jetzige Hauptstadt ist Mandaleh, früher war es Amarapura, kurze Zeit hindurch auch Awa. Die nördlichste Stadt im englischen Besitze ist Bhamo. Unterbarma ist der für die Europäer erschlossene Teil; es umfaßt die drei Provinzen: Arakan, Pegu und Tenassarim mit den großen Städten Rangun, Maulmein, Prome u. a.

Unter den Barmanen leben auch weithin verstreut die Karenen, mit denen wir uns weiter unten noch eingehender beschäftigen werden.

Die Regierung des Landes ist eine despotische. Der Kaiser oder König ist unumschränkter Gebieter über Leben und Tod, Hab und Gut seiner Unterthanen. Laune und Willkür dieser Despoten haben oft große Massenabschlachtungen veranlaßt. Der Fürst verachtet den Unterthan, und so geht's stufenweis niederwärts bis in die Familie, wo der Mann das Weib nicht höher achtet, als ein Lasttier. Auf solch ein heidnisches Staatswesen passen die Worte des Propheten: „Der Tyrann hat sich aufgemacht zur Rute über die Gottlosen, daß nichts von ihnen, von ihrem Volk, von ihrem Haufen Trost haben wird" (Hesekiel 7, 11). Selbst Berichte der neuesten Zeit wissen von schrecklichen Ausschreitungen dieser blutigen Despoten zu erzählen. Es ist noch nicht lange her, daß am Hofe Knaben aus der Provinz, deren Eltern sich eines Staatsverbrechens schuldig gemacht hatten, als Rest der bereits unter dem Henkerbeil gefallenen Familie bis zur Großjährigkeit aufbewahrt wurden, um dann erst bei vollem Verständnis für das Verbrechen ihrer Verwandten hingerichtet zu werden. Einen Begriff von der Grausamkeit der barmanischen Justiz giebt uns die Beschreibung

einer Hinrichtungsszene, bei der Missionar Abbott Augenzeuge war. Drei der Empörung angeklagte arme Sünder wurden vormittags 10 Uhr an seinem Hause vorübergeführt. Abends ging er über den Hinrichtungsplatz. Zwei der Gekreuzigten lebten noch, aber wie! Ans Kreuz genagelt mit Händen und Füßen zuckten sie im Todeskampf, denn es war ihnen überdies ein zugespitzter dicker, etwa zwei Fuß langer Stock den Schlund hinabgetrieben worden; so gut sie es noch vermochten, lispelten sie: „ich dürste, Wasser!“ Dem Dritten hatte diese abscheuliche Prozedur des Pfählens wenigstens zu schnellem Tode verholfen.

Das sind tiefe Schatten der Finsternis und des Todes, die mit der Leichtlebigkeit des Volkes in herbem Kontrast stehen, und es ist wohl an der Zeit, daß man sich aufmache, ihnen das helle Licht des Evangeliums anzuzünden, damit es auch dort bald heißen könne, wie 1. Thess. 5, 5 geschrieben steht: „Ihr seid allzumal Kinder des Lichts und Kinder des Tages. Wir sind nicht von der Nacht und von der Finsternis.“

Wer Hinterindien besucht, staunt über die vielen goldschimmernden Tempel, Kapellen, Klöster und Bilder; man könnte meinen, das müsse doch ein recht frommes, religiöses Land und Volk sein. Man findet auch häufig kolossale Figuren aufgestellt, Mannesgestalten in sitzender Stellung, wie in sich zu stiller Betrachtung versunken. Bei diesen Standbildern stehen kleine Tempel, in denen Reliquien aller Art aufbewahrt werden. Diese Figuren sind Darstellungen des Buddha, denn die Hauptreligion Hinterindiens ist der Buddhismus, neben welchem sich aber noch andere heidnische Religionen geltend zu machen versuchen, teils einheimische, teils Abarten des vorderindischen Brahmanismus.

Der Buddhismus ist geradezu eine verzweifelte Religion. Auf die Frage: Woher habe ich meine Seele, und wohin geht sie? antwortet der Buddhist: „Sie kam aus dem Nichts und

geht in das Nichts, und so ist's mit allem, was da ist." Von einer Schöpfung in unserm Sinne, von einer Vorsehung weiß der Buddhismus nichts. Seine ganze Lehre beruht auf der Leugnung eines persönlichen Gottes. Buddha ist zwar sozusagen zum Namen einer Gottheit geworden. Aber von Haus aus ist er das nicht. Der Stifter dieser Religion, ein indischer Prinz mit Namen Sakyamuni, der im 6. Jahrh. v. Chr. lebte, legte den Nachdruck auf die Erkenntnis, daß alles Irdische nichtig sei und zum Vergehen verurteilt. Je besser ein Mensch sich in dies Vergehen und Verwehen findet, um so vollkommener ist er. Nicht die Sünde ist der Leute Verderben, sondern das Dasein ist sein Unglück. Darum muß es des Menschen höchste Sehnsucht sein, aus diesem Dasein herauszukommen. Der Buddhismus macht daher alle Lebensfreude zu nichte, er ist die pessimistische unter den Religionen. Da er keinen Gott kennt, hat er auch keine eigentliche Anbetung. An ihre Stelle tritt die Belehrung und die Erkenntnis. Letztere ist darauf gerichtet, in der Negation, in der Verneinung und Vernichtung den eigentlichen Lebenszweck zu suchen. Wer zu dieser Erkenntnis fortgeschritten ist, wird ein Buddha d. i. ein Wissender. Der Stifter dieser traurigen Religion rühmte sich, es als erster dahin gebracht zu haben. Darum wird er jetzt überall in der Gestalt eines sitzenden Mannes dargestellt, auf dessen Angesicht die größte Weltvergessenheit und Seelenruhe sich ausprägt. Solche Figuren, meist von kolossaler Größe, findet man überall in Hinterindien, wie in Ceylon, China und Japan.

Bei einer derartigen Weltanschauung läge es nahe, den Selbstmord als die beste That zu verherrlichen. So weit geht der Buddhismus aber nicht. Er würde nicht viel helfen, weil die noch unfertige Seele nicht ins ersehnte „Nirwâna" versinken d. i. zur Ruhe kommen könnte, sie müßte auf dem Wege der Seelenwanderung noch so oft geboren werden, bis das betreffende

Weſen ſich ſo weit vervollkommnet hätte, daß es ein „Buddha“ wäre. Darum iſt die Loſung: Weltflucht! So kommt der Buddhismus zum Kloſterleben und zum Cölibat, denn es hieße ja das Elend des Daſeins vermehren, wollte man zur Entſtehung und Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts mithelfen. Dieſe Schlußfolgerung zieht aber nur ein Teil des dem Buddhismus ergebenen Volkes, die große ſtumpfe Menge lebt in Daſeinsfreude und Lebensgenuß dahin und ſucht ſich mit einzelnen Geboten ſo gut als möglich abzufinden. Die Auserleſenen ſondern ſich ab und leben in Klöſtern (Kyoungs). In ein ſolches Kloſter treten junge ſtrebſame Barmanen, wenn ſie zwölf Jahr alt ſind. Sie legen hier die gelbe Kleidung an, an der man den geiſtlichen Stand erkennt. Sie heißen zunächſt Shings. Neben dem Leſen und Schreiben, worin ſie ſich einige Jahre lang üben, haben ſie die Aufgabe, den älteren Inſaſſen des Kloſters zu dienen. Wer ſich in dieſer Zeit bewährt, kann weiter ſtudieren und wird mit zwanzig Jahren feierlich in die Bruderſchaft des Kyoung aufgenommen und heißt jetzt Pungyi. Er ſteigt nun vielleicht von Grad zu Grad und erhält den Titel Tsaya, d. h. Vorſteher eines Kyoung.

Dieſen Mönchen, um unſern abendländiſchen Ausdruck zu gebrauchen, liegen vielfach prieſterliche Pflichten ob, aber das iſt nur Nebenberuf, die Hauptſache iſt, daß ſie durch ihre Weltflucht Menſchen höherer Ordnung geworden ſind. Was ſie zu leiſten vermögen, verlangt man aber nicht vom gewöhnlichen Volke. Bei dem begnügt ſich der Buddhismus mit der Aufſtellung einiger weniger Gebote: „Du ſollſt nicht töten, du ſollſt nicht ſtehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen, keine berauſchenden Getränke trinken.“ Mit dem erſten dieſer Gebote wird es ſehr ſtreng genommen. Ein Buddhiſt hütet ſich ſogar ängſtlich, ein kleines Tierchen zu töten. Von einem eigentlichen Gottesdienſt kann ja nicht die Rede ſein. Trotzdem giebt es viele und

prächtige Tempel, bei deren Stiftung gewiß auch der asketische Zug mitgewirkt hat. Am Eingang dieser Heiligtümer stehen große Gebetstrommeln, die mit einer Handhabe gedreht werden können. Darin befinden sich unzählige aufgeschriebene Gebetssprüche. Jeder Eintretende geht an diese Trommel und dreht einige Male um, was so angesehen wird, als hätte er all' die Sprüche, die sich dabei bewegen, gebetet.

So wenig auch diese Leistungen den eigentlichen Kernforderungen des Buddhismus entsprechen, man hält sie bei der großen Menge des Volks doch für ausreichend, sie haben ja noch Zeit, auf eine höhere Stufe zu kommen, wenn ihre Seele nach dem ersten Tode in eine neue Daseinsform übergeht. Für die nach dem Nirwâna Strebenden giebt es vier Stufen: 1. Ein Wechsel des Herzens. Der Jünger Buddhas überwindet die Lüste, den Stolz und den Zorn. 2. Er wird frei von Unwissenheit, Zweifel und falschem Glauben. 3. Er kommt in den Zustand der allgemeinen Gütigkeit. 4. Er erreicht Nirwâna.

Als der Buddhismus bei uns im Abendlande bekannt wurde, machten gewisse Gelehrte sogleich darauf aufmerksam, daß derselbe in manchen Einzelheiten eine überraschende Ähnlichkeit mit Einrichtungen der christlichen Kirche hat, besonders der römischen. Man findet bei beiden einen von den Laien unterschiedenen geistlichen Stand, ferner Klöster, Rosenkränze u. dgl. Aber die Ähnlichkeit geht noch weiter. Auch in der Legende von Buddhas Lebensschicksalen finden sich manche Züge, die das Lebensbild unsers Heilands aufzuweisen hat, ja selbst in der Lehre hat man Gleichartiges entdecken wollen. Es hat infolgedessen nicht an Stimmen gefehlt, die das Christentum als dem Buddhismus gleichwertig bezeichneten und gar von einer Abhängigkeit des einen von dem andern fabelten. Was davon zu halten ist, sei nur an einem Beispiel gezeigt. Sowohl die buddhistische wie die christliche Lehre haben als Heilsbedingung

die Erlösung. Als Buddha in einem Hain bei Benares seine erste große Predigt hielt, trat er mit der Verkündigung vor die Menge: „Thut eure Ohren auf, die Erlösung vom Tode ist gefunden!“ Was meint er aber damit? Seine Erlösung besteht in der Befreiung von der Seelenwanderung, von allen Leiden des Wiedergeborenwerdens und des Daseins. Weil nach seinen Grundsätzen alles Leben nur Leiden mit sich bringt, muß der Mensch vom Leben loszukommen suchen. Durch das leibliche Sterben aber wird das nicht erreicht, sondern dadurch, daß jene Macht gebrochen wird, welche die Seele zwingt, fort und fort aus einem Leibe in den andern zu wandern. Als Mittel dazu giebt es kein anderes, als die oben erwähnte Erkenntnis. Erst wenn der Mensch nicht mehr wiedergeboren wird, sondern in das Nirwâna eingeht, braucht er nicht mehr zu sterben, er ist vom Tode erlöst. Nun vergleiche man damit, was unsre christliche Lehre von der Erlösung sagt. Wir wollen bei unsrer Erlösung nicht vom Leben loskommen, wir streben vielmehr dabei nach einem höhern, vollkommneren Leben. Wovon wir gelöst sein wollen, das ist die Sünde; was bei uns aufgehoben werden soll, das ist die Gottentfremdung. Was der Buddhist ersehnt, das fürchten und fliehen wir: den ewigen Tod.

Bei dieser verschiedenen Erklärung des Wortes Erlösung zeigt sich auch der grundsätzliche Unterschied beider Religionen hinsichtlich dessen, der die Erlösung zu stande bringt: Christus ist unser Erlöser, der Buddhist will sich selbst erlösen. In den berühmten Sprüchen Buddhas, die unter dem Titel „Dhammapadam“ d. h. Worte der Wahrheit erschienen sind, spricht es der Religionsstifter klar und bestimmt aus: „Nicht einer macht den andern rein, der Mensch kann sich einzig und allein selbst helfen.“

Dieses Seligwerdenwollen durch eigne Kraft, das dem natürlichen Menschen so wohl gefällt, ist es gewiß hauptsächlich gewesen, was der buddhistischen Lehre zur Zeit ihrer Verbreitung

so viele Anhänger verschafft hat. Es mag auch Anlaß zu der befremdlichen, tieftraurigen Erscheinung sein, daß es unter den Namenchristen der Gegenwart so viele Lobredner des Buddhismus giebt, ja daß in Deutschland, England, Frankreich und Nordamerika sogar Vereine zur Pflege der buddhistischen Weltanschauung entstanden sind, die ihren buddhistischen Katechismus und ähnliche Bücher haben. Welche Verirrung, von der Quelle des ewigen Lichts hinzugehen in das schattenhafte Dämmerlicht der orientalischen Tempel; die Hoffnung des ewigen Lebens preiszugeben für das tote Nirwâna. Gewiß, unser Christenglaube giebt unserm Hochmut keine Nahrung. Es ist ein demütigendes Wort, was 1. Joh. 1, 7—9 steht: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reinigt uns von aller Untugend." Aber wir wissen, daß es keinen andern Weg zur Seligkeit giebt, als diesen einen: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden." Von ihm singen wir und sehnen den Tag herbei, wo alle Völker der Erde mit uns singen können:

Es kam ein Heiland, ein Befreier,
Der Menschensohn voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sehn wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Er tötet nun in uns die Sünde,
Macht fröhlich uns bei jedem Schritt,
Man giebt zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit.

Durch ihn geheiligt fließt das Leben
Nun ſanft dahin in ſeiner Näh';
Und ew'ger Lieb und Luſt ergeben
Iſt uns doch öfter wohl als weh!

O geht hinaus auf allen Wegen
Und holt die Irrenden herein;
Streckt jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden;
Im Glauben ſchauen wir ihn an.
Die *eines* Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

---

2. Adoniram Judſon, der Apoſtel der Barmanen.

„Ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden" (Sprichw. 11, 31). Dies Wort findet ſeine Beſtätigung im Kämpfen, Harren und Dulden ſo vieler Miſſionare, ehe ſie einen Erfolg aufweiſen und an ihm ſich freuen können. Die Miſſionsgeſchichte iſt in der Regel erſt Leidensgeſchichte, bis ſie endlich erzählen kann vom Sieg der Wahrheit, von der Freude der treuen Arbeiter am geſegneten Werke und von der Ehre, die der Herr einlegt unter den Heiden. So iſt der Weg, den die Miſſion in Hinterindien hat gehen müſſen, auch zuerſt ein ſchwerer Leidensweg geweſen. Von den Miſſionsanfängen daſelbſt und der heldenmütigen Ausdauer treuer Diener des Herrn ſoll jetzt berichtet werden.

Die katholiſche Kirche iſt der evangeliſchen in Hinterindien vorangegangen, ohne aber gerade in den Gegenden, mit denen wir uns beſchäftigen wollen, weiteren Eingang zu finden und bedeutenden Einfluß zu erlangen. Schon im Jahre 1615 kamen Jeſuiten nach Cochinchina und Tonkin. Sie hatten anfangs mit

vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, erzielten aber in späteren Zeiten bedeutende Erfolge, wenigstens der Zahl nach. In dem östlichsten der drei hinterindischen Reiche, in Annam, zählt man gegenwärtig etwa eine halbe Million katholischer Christen. Dagegen waren ihre Bemühungen um Barma weniger erfolgreich. Hier gebührt der evangelischen Mission das Verdienst, das Kreuz vorangetragen zu haben.

Im Norden von Vorderindien hatten sich schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts englische Baptisten-Missionare niedergelassen und wollten den Landstrichen westwärts vom Ganges das Evangelium verkündigen. Aber die Englisch-Ostindische Handelskompaguie arbeitete in ihrem engherzigen Krämergeiste der Mission entgegen. Einige der Glaubensboten sahen sich dadurch genötigt, den Ländern ostwärts vom Ganges sich zuzuwenden: sie kamen nach Hinterindien. Am 10. Februar 1807 landeten die ersten evangelischen Missionare in Rangun, der wichtigsten Hafenstadt an der Küste Barmas. Die damals noch ganz unbekannte barmanische Sprache bereitete der Missionsarbeit ungeheuere Schwierigkeiten. Nicht weniger das ungesunde Klima. So kam es, daß von den dahin gegangenen Missionsleuten nach einjähriger Arbeit nur noch einer übrig war, Felix Carey, ein Sohn des berühmten indischen Missionars. Derselbe stand am königlichen Hofe wegen seiner ärztlichen Geschicklichkeit sehr in Gunst, war auch mit einer Eingeborenen verheiratet und hätte so nach Menschengedanken der Ausbreitung des Evangeliums von großem Nutzen sein können. Allein Gott führte seine Gedanken anders aus. Carey war eben im Begriff, von Rangun nach der Hauptstadt des Landes überzusiedeln, um als Leibarzt des Königs den nachfolgenden Glaubensboten vorzuarbeiten, da ward er auf der Reise durch den Tod seiner Gattin und seiner Kinder, die in den Fluten des Irawadi ertranken, erschreckt und erschüttert, und gab die Missionsarbeit auf. Er verließ das Land im Jahre 1814.

Schon aber hatte der Herr für einen Ersatzmann gesorgt und sich das rechte Rüstzeug erweckt, Adoniram Judson. Dieser Mann verdient der Apostel von Hinterindien genannt zu werden. Begleitet von seiner treuen Lebensgefährtin und Gehilfin im vollsten Sinne des Wortes hat er das schwere Werk auf diesem unbekannten Arbeitsfelde begonnen, dabei aber unser Eingangswort bestätigt: „Ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden."

Wie wunderbar doch Gott die Seinen führt, wie wunderbar er die rechten Leute zu finden und an den rechten Platz zu stellen weiß! Das sieht man einmal wieder recht deutlich an dem Lebensgang des Missionars, den wir jetzt näher kennen und schätzen lernen wollen.

Adoniram Judson, geboren 1788 in einer Vorstadt Bostons (Nordamerika), war der Sohn eines puritanischen Geistlichen. Dementsprechend war seine Erziehung eine ernste und strenge. Wie es aber oft zu geschehen pflegt: die mit dem besten Willen geleitete Erziehung schlägt ins Gegenteil um. Adoniram ward auf der hohen Schule ein vollständiger Atheist. Ein junger, geistreicher, witziger Schüler hatte es verstanden, ihm den Glauben aus dem Herzen wegzudisputieren und wegzuspötteln. Weder die Strenge des Vaters, noch die Bitten und Thränen der Mutter vermochten Adoniram auf andere Wege zu bringen.

Da unternahm der junge Mann seiner weiteren Ausbildung wegen eine größere Reise, während welcher er auf einsamen Pfaden oft Gelegenheit hatte, in sich Einkehr zu halten und Gedanken zu hegen, die sich untereinander verklagten und entschuldigten. Auf dieser Reise kehrte er eines Abends in einem Gasthause ein. Der Wirt wies ihm ein Zimmer an und sprach sein Bedauern darüber aus, daß im Nebenzimmer ein junger Mann liege, der jedenfalls noch in dieser Nacht sterben werde. Adoniram erklärte dem Wirte, das werde ihn weiter nicht

beunruhigen. So legte er sich zur Ruhe, fand sie aber nicht. Denn aus dem Nebenzimmer drangen herzzerreißende Seufzer, angstvolles Stöhnen, das Geräusch unruhiger Bewegungen. Da ward es ihm doch anders zu Mute! Er gedachte des ernsten Vaters, der den ungläubigen Sohn betrauerte, der liebevollen Mutter, die über seinen Abfall weinte und ihn, wie er wußte, auch auf dieser Reise mit ihren Gebeten begleitete; er dachte schließlich an seinen eigenen Tod. Dazwischen kamen die Einwände der Vernunft, das Spotten und Witzeln namentlich seines Freundes, dem er seine vermeintliche Aufklärung zu verdanken hatte; die Unruhe seines Herzens war groß, und unter solchen widersprechenden Gefühlen und Gedanken schlief er endlich ein. Am Morgen kommt der Wirt und sagt ihm, sein Zimmernachbar sei gestorben. Adoniram fragt weiter und erfährt zu seinem Entsetzen, daß der eben verstorbene junge Mann kein anderer war, als jener Freund, der ihm den Glauben genommen und nun selbst ohne Glauben, ohne Trost in Todesnot dahin gefahren war! Da ward dieses Zimmer zu einer Stätte vor Damaskus! Adoniram kehrte sofort heim und bezog bald darauf ein theologisches Seminar, um jetzt den Grund zu suchen und zu finden, der unsern Anker ewig hält.

Hier ward auch der Gedanke in ihm lebendig, sich dem Missionsdienste zu weihen. Den Anstoß dazu gab Dr. Buchanan, der lange Zeit Kaplan im Dienste der Ostindischen Kompagnie gewesen war. Er hatte in England durch Predigten und Vorträge Stimmung für die Mission in Ostindien zu machen gesucht. Eine seiner gedruckten Predigten über den „Stern im Osten“ (Matth. 2, 2), in der er die gesegnete Arbeit des deutschen Missionars Chr. Fr. Schwartz im Tamulenlande beschrieb, machte solchen Eindruck auf Adoniram, daß er sich entschloß, als Missionar nach Indien zu gehen. Er fand unter den Mitgliedern seines Seminars in Andover vier Gesinnungs-

genossen, die abends bei einem Heuschober in der Nähe ihrer Anstalt zusammen zu kommen pflegten. Das Heuschober-Monument in Williamstown erinnert heute noch an diese eigenartige Missionsversammlung. Als Adoniram von einem Besuche in London, um die dortige Missionsgesellschaft kennen zu lernen, zurückkehrte, bildete sich in Amerika die erste amerikanische Missionsgesellschaft, der American Board, welche jetzt auf 21 Missionsgebieten 182 ordinierte Missionare, 204 eingeborene Pastoren und über 40 000 Kommunikanten zählt.

Da Adoniram Judson verlobt war, sprach er seinen Entschluß seiner Braut aus, und auch diese sagte freudig „Ja", um mit ihm hinaus unter die Heiden zu ziehen. Sie hieß Anna Hasseltine und war ein schönes und frommes Mädchen. Ihre aufopfernde und hingebende Treue, ihre Standhaftigkeit und ihren Heldenmut werden wir noch bewundern lernen. Im Jahre 1812 landeten Judson und vier gleichgesinnte Freunde in Kalkutta. Kaum war ihre Ankunft der Englisch-Ostindischen Regierung bekannt geworden, als sie Befehl erhielten, sofort wieder das Land zu verlassen. Es war noch die Zeit, wo die Kolonialregierung sich allen christlichen Bestrebungen feindlich entgegenstellte. Sie waren genötigt, das erste beste Schiff, welches im Hafen lag, zu benutzen. Es führte sie nach der Insel Mauritius. Da sie aber auch hier keine freundliche Aufnahme fanden, gedachten sie es an einer andern Stelle der Küste Ostindiens zu versuchen. Es bot sich ihnen jedoch keine andere Schiffsgelegenheit, als eine solche nach Rangun in Hinterindien. Schnell entschlossen bestiegen sie das Fahrzeug und wurden so zu den Begründern der barmanischen Mission.

Der vorübergehende Aufenthalt in Kalkutta hatte übrigens eine bemerkenswerte Veränderung in Judsons kirchlichen Anschauungen mit sich gebracht. Er hatte schon auf der Reise Bedenken wegen der Kindertaufe gehabt; der Verkehr mit den

baptistischen Missionaren in Kalkutta brachte diese Gedanken zur Reife, sodaß Judson mit seiner Gattin zu den Baptisten übertrat und damit aus dem Dienste der amerikanischen Missionsgesellschaft ausschied. Aber wunderbar! Der unerwartete Schritt des jungen Missionars hatte eine gute Folge! Es bildeten nun die amerikanischen Baptisten, mit denen er in Verbindung trat, eine eigene Missionsgesellschaft. Als deren Sendbote ist er in den unbekannten Osten gezogen. Nach einer glücklichen Seefahrt landete er mit seiner jungen Frau in Rangun, dem hinterindischen Jerusalem, denn der Name bedeutet „Friedensstadt".

Die Stadt gewährt einen malerischen Anblick. Fruchtbare Hügel erheben sich am Ufer des Irawadi, der sich wie ein Silberband hindurchwindet; auf ihnen zahlreiche Klöster, Tempel, Kapellen. In der enggebauten Stadt Rangun selbst bildet der Gaudamatempel die größte Sehenswürdigkeit, teils durch die wunderliche, kostbare Bauart: Dächer und Kuppeln glänzen von Gold; teils durch die Reliquien, welche hier aufbewahrt werden. Unter anderem werden acht Haupthaare des Gaudama (Buddha) gezeigt: Sie sind sicherlich ebenso unecht, wie die meisten Reliquien in katholischen Kirchen und Klöstern, aber massenhaft ist der Andrang der gläubigen Pilger nach dieser Andachtsstätte. Interessant ist die große Glocke des Buddhatempels. Sie hat 7 Ellen im Durchmesser und wiegt 500 Zentner. In der Stadt, die damals noch bei weitem nicht ihren jetzigen Umfang hatte, — sie zählte 8—10 000 Einwohner — begegneten sich die Barmanen mit den Hindus aus Vorderindien, aber auch mit Siamesen und Chinesen.

Hier sollte Judson nun anfangen, Christum zu verkündigen. Da galt es zuerst, barmanisch zu lernen; natürlich ohne Grammatik und Wörterbuch und ohne einen englisch sprechenden Lehrer. Wie schwer das war, können wir von Judson, der anfangs die

meiſte Zeit des Tages auf die Sprachſtudien verwandte, ſelbſt hören. Er ſagt: „Wir finden, daß die Buchſtaben und Wörter nicht die geringſte Ähnlichkeit mit irgend einer Sprache haben, die wir bis jetzt kennen gelernt haben. Die Wörter, nicht hübſch getrennt und unterſchieden durch Zwiſchenräume, wie in abendländiſcher Schrift, fließen in eine ununterbrochene Linie zuſammen, ſodaß ein Satz oder Abſchnitt dem Auge nur als ein langes Wort erſcheint; und anſtatt klarer Schriftzeichen auf dem Papier haben wir nur undeutliches Gekritzel auf getrockneten Palmblättern vor uns, die an einer Schnur aufgereiht ſind."

Trotz ſolcher Schwierigkeiten konnte Judſon ſchon 1815 einige kleine Schriften in der Landesſprache abfaſſen. Er hatte es bei dieſen Sprachſtudien ſoweit gebracht, daß er anfangen konnte, mit der Verkündigung des Evangeliums vor die Heiden zu treten. Zuerſt in der Form des Geſprächs. Er hatte die Überzeugung, daß auch von Rangun das Wort des Herrn gelten müſſe: „Ich habe ein großes Volk in dieſer Stadt." So ſuchte er unter den Heiden ſolche, die durch die Vorſehung Gottes ſo geſchult und vorbereitet ſein möchten, daß ſie, wenn ihnen das Evangelium nur nahe gebracht wurde, es mit Freuden aufnehmen würden und ſprechen: „Das iſt es gerade, was wir brauchen." Er hat jahrelang auf dieſes Entgegenkommen warten müſſen. Als er nach einiger Zeit die Beobachtung machte, daß das ſeit ſeiner Ankunft benutzte Haus vor der Stadt ungünſtig lag, gab er es auf und zog mitten in die Stadt hinein. Um dieſe Zeit erhielt er die erſte Unterſtützung aus der Heimat. Im Jahre 1816 kamen die Geſchwiſter Hough, die eine Buchdruckerpreſſe mitbrachten, aber bereits 1817 wieder zurückkehrten. Nach fünfjähriger, mühſeliger Arbeit, nach mancherlei Leiden und Trübſal — die treuen Judſons hatten inzwiſchen ein Söhnlein begraben müſſen — wollte ſich immer noch kein Erfolg zeigen und auch hier, wie dies ſchon öfters auf verſchiedenen Miſſionsgebieten

der Fall gewesen, war die Missionsgesellschaft auf dem Punkte, die Arbeit aufzugeben. Doch kam es glücklicherweise nicht dazu durch den guten Mut und das felsenfeste Gottvertrauen Judsons und seines gleichgesinnten Weibes. Als er die Frage beantworten sollte, ob er die Aussicht auf die Bekehrung der Heiden für glänzend halte, schrieb er den Fragenden: „So glänzend, wie die Verheißungen Gottes."

Seht, liebe Missionsfreunde, das ist Zuversicht! Das ist ein Sichverlassen auf Gottes Wort. Das ist die Art des Psalmisten, der da sagt: „Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort" (Ps. 130, 5). Seine Geduld sollte nicht lange mehr auf die Probe gestellt werden. Der Sauerteig des göttlichen Wortes fing an zu wirken. Es kamen allmählich Leute, die christliche Belehrung wünschten. Die Sonntagsschule der Frau Judson wurde auch von jungen Mädchen besucht. Judson ging noch einen Schritt weiter. Er errichtete 1819 eine Hütte aus Bambus ganz nahe am Wege nach der großen Pagode, vorn offen. Hier saß er den ganzen Tag, übersetzte die heilige Schrift und wartete auf Zuspruch; dieser blieb nicht aus. Am 27. Juni 1819, sechs Jahre nach seiner Ankunft in Rangun, wurde der Erstling aus den Barmanen getauft, Moung Nau, und kurz darauf folgten zwei gelehrte Barmanen. Judson schreibt über den letzten Taufakt: „Keine neugierige Menge füllte den überschattenden Hügel. Kein Loblied that die frohlockenden Gefühle unseres Herzens kund. Stille und Ernst durchdrang die Szene. Wir fühlten uns an den Ufern des Wassers als ein kleines, schwaches, vereinsamtes Häuflein. Aber vielleicht nahmen einige über uns schwebende Engel Anteil an dem Ereignis. Vielleicht blickte Jesus auf uns nieder und bezeichnete uns als sein Eigentum. Vielleicht wird er uns, wenn wir ihn nicht verleugnen, eines Tages öffentlicher noch bekennen, als wir ihn jetzt zu bekennen wagen."

Nun erhob sich aber auch die Feindschaft der barmanischen Beamten und Priester gegen den neuen Glauben. Der Statthalter von Rangun ward durch die ebengenannten Bekehrungen auf die Bestrebungen des Missionars aufmerksam und gab sein Mißfallen zu erkennen. Die Getauften ließen sich zwar dadurch nicht irre machen, aber der Zulauf der Heiden hörte auf. Sie wagten es nicht mehr, den fremden Lehrer zu besuchen. Dieser glaubte nichts besseres thun zu können, als sich direkt an den barmanischen König zu wenden. Er fuhr deshalb mit seinem Genossen Colman, der inzwischen an Houghs Stelle getreten war, auf dem Irawadi 200 Stunden weit hinauf zur Hauptstadt Amarapura, welche später von den Engländern völlig zerstört worden ist. Es gelang ihnen auch, eine Audienz beim König zu erlangen. Die beiden Missionare, die sich der weittragenden Bedeutung dieser Stunde wohl bewußt waren, unterwarfen sich, wenn auch mit einigem Widerstreben, dem demütigenden Ceremoniell am barmanischen Hofe, nur daß sie ihr Haupt vor dem heidnischen Monarchen nicht in den Staub beugten, wie seine Minister und Hofleute thaten. Als er zu ihnen trat, überreichten sie eine prachtvoll gebundene Bibel als Geschenk, dazu folgende Bittschrift, die von einem der Großen des Reichs verlesen wurde: „Die amerikanischen Lehrer stellen sich vor, um die Gunst des ausgezeichneten Königs, des Herrschers über Land und Meer, zu erhalten. Da wir gehört haben, daß das königliche Land wegen der großen königlichen Macht sich in Ruhe und einem blühenden Zustand befindet, kamen wir in Rangun, in der königlichen Besitzung, an und haben vom Gouverneur dieser Stadt die Erlaubnis bekommen, hinauf zu reisen, um das „Goldene Haupt“ zu sehen, und nun haben wir die Stufen der „Goldenen Füße“ erreicht. In dem großen Lande Amerika sind wir Lehrer und Erklärer der heiligen Schriften unserer Religion. Und da es in diesen Schriften heißt, daß, wenn wir in andere Länder

kommen und dort die Religion verbreiten, viel Gutes daraus hervorgehen werde, und daß sowohl diejenigen, die sie lehren, wie auch diejenigen, welche sie annehmen, von einer zukünftigen Strafe befreit und sich der ewigen Glückseligkeit des Himmels ohne Ende erfreuen werden, so bitten wir um die königliche Erlaubnis, daß wir, indem wir Zuflucht unter der königlichen Macht suchen, unsere Religion in diesem Lande verbreiten dürfen und daß diejenigen, welchen unsere Lehren gefallen und die sich davon leiten lassen wollen, Fremde oder Barmanen, nicht von der Regierung bestraft werden. Sie stellen sich vor, um diese Gunst des ausgezeichneten Königs, des Herrschers über Land und Meer, zu erhalten."

Der König schwankte eine Weile, dann aber wandte er sich unwillig ab und ließ ihnen durch seinen Minister sagen: „In Betreff des Gegenstandes eurer Bittschrift giebt Seine Majestät keinen Befehl. Was eure heiligen Schriften betrifft, so kann Seine Majestät keinen Gebrauch davon machen, nehmt sie wieder mit." So hatte die Audienz also eine bittere Enttäuschung gebracht. Die Missionare kehrten mit dem Bewußtsein nach Rangun zurück, daß sie im barmanischen Reiche eben nur geduldet würden. Die Erlaubnis des Königs zur Ausbreitung des christlichen Glaubens war nicht ausgesprochen; jeder Eingeborene, der jetzt noch Christ wurde, hatte, wenn nicht Schlimmeres, so doch das Mißfallen seines Herrschers zu fürchten.

Judson verhehlte bei seiner Rückkehr nach Rangun seiner kleinen Herde den Ernst der Lage nicht, aber wunderbar! von Stund an wuchs sein Anhang wieder. Um die entstehende Gemeinde vor der beständigen Gefahr einer mutwilligen Zerstörung zu bewahren, wollte er die ganze Mission nach Tschittagong, einer Stadt im Norden des Arakanischen Küstenstreifens nahe bei Kalkutta verlegen, weil sie dort unter der englischen Herrschaft viel sicherer gewesen wäre. Der Plan scheiterte aber am

Widerſpruch der Chriſten, die auch unter den ſchwierigeren Verhältniſſen in Rangun treu zu bleiben verſprachen. Nur Miſſionar Colman ſiedelte nach Tſchittagong über, um der Miſſionsgemeinde für alle Fälle eine Zufluchtsſtätte zu ſchaffen.

Eine Wendung zu Gunſten des Chriſtentums ſchien einzutreten, als im Dezember ein Miſſionsarzt, Namens Price, in Rangun ankam. Seine Geſchicklichkeit, beſonders bei Augenoperationen, wurde bald weit und breit gerühmt. Auch am Fürſtenhofe wurde man auf ihn aufmerkſam. Das veranlaßte Judſon, der es ſich nun einmal vorgeſetzt hatte, das Kreuzesbanner in die Mitte des heidniſchen Landes zu tragen, mit ihm eine zweite Reiſe nach der Hauptſtadt zu unternehmen. Es ließ ſich diesmal auch alles gut an. Der König gab die Genehmigung zu einer Niederlaſſung in ſeiner Stadt. Schon fing Judſon an, das Wort Gottes unter die Leute zu bringen. Er predigte jeden Sonntag barmaniſch in der Wohnung des Dr. Price und hielt jeden Abend eine Andacht, ſeine Frau hatte auch bald einige barmaniſche Mädchen um ſich geſammelt. Da kam ein furchtbarer Schlag, der wieder alles vernichtete.

Es war den Barmanen ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, daß ſich die Engländer an der Arakaniſchen Küſte feſtſetzten. Im Jahre 1824 kam es zum offenen Kampfe. Die engliſchen Truppen eroberten Rangun. Als die Nachricht davon in die Hauptſtadt kam, machte ſich die Erregung vor allem in Mißtrauen gegen die dort anweſenden Weißen Luft. Obgleich die Miſſionsleute beteuern und nachweiſen konnten, daß ſie mit den Feinden des Landes in keinerlei Verbindung ſtanden, wurden ſie doch zugleich mit einigen andern Weißen ergriffen und in Ketten gelegt. Man ſchaffte ſie in den ſogenannten Todeskerker, der von den grauſamen Szenen, die dort vorfielen, bei den Eingebornen den Beinamen führte: „Hand, ſchaudere nicht!“ Dr. Price ſchreibt über dieſen entſetzlichen Aufenthaltsort: „Ich

werde die Schrecken dieſes Gefängniſſes in meinem ganzen Leben nicht wieder vergeſſen. Vor mir auf dem Boden lagen 40 bis 50 Elende, die durch Unglück oder Verbrechen an dieſen Ort der Qual gekommen waren. Sie waren halb nackt und ihre abgemagerte Geſtalt deutete auf ihr langes Leiden.“ Dieſe furchtbare Gefangenſchaft dauerte ſo lange, als der Krieg währte, ungefähr $1^1/_2$ Jahre. Die erſte Zeit blieben ſie in der Hauptſtadt, ſpäter wurden ſie nach dem einige Meilen entfernten Landgefängnis in Oung-pen-la überführt, wobei ſie ſolche Qualen auszuſtehen hatten, daß einer ihrer Mitgefangenen auf dem Wege ſtarb. Bei dieſer Entfernung aus der Stadt beſtand eigentlich die Abſicht, die Gefangenen zu opfern, was nur durch einen wunderbaren Zufall verhindert wurde.

Es würde zu weit führen, die Leiden dieſer $1^1/_2$ Jahre zu ſchildern, aber nicht unerwähnt darf der Heldenmut der Frau Judſon bleiben, deren Verhalten als einziger Lichtblick in dieſer traurigſten Zeit der Barmanenmiſſion zu bezeichnen iſt. Sie wurde nicht mit in den Kerker geworfen, ſondern nur ſtreng bewacht. Was für Stunden der Angſt und Bangigkeit mag ſie da durchlebt haben. Da man ſie frei umhergehen ließ, ſuchte ſie ſich den Gefangenen zu nähern und gab ſich nicht eher zufrieden, als bis ſie es mit Bitten, Flehen und Verſprechungen erreicht hatte, daß ſie ihren Mann zeitweilig beſuchen und ſeine klägliche Lage etwas erleichtern konnte. Wahrlich, ein hochherziges Weib, das nicht an ſich ſelber dachte, obwohl ſie fühlte, daß ihre Stunde nahe war. Unter ſolchen Ängſten ſchenkte ſie einem Töchterlein das Leben. Sie bezeichnete es ſelbſt als ein Kind der Trauer, das mit Thränenwaſſer getauft ſei. Gerade in dieſe ſchwere Zeit fiel der Transport ihres Mannes in das andere Gefängnis. Als ſie ſich eben wieder nach ihm umſehen wollte, ward ſie mit Schrecken gewahr, daß man ihn entführt hatte. Nun machte ſie ſich trotz ihrer

Schwachheit auf, und ruhte nicht eher, bis sie ihn wieder aufgefunden hatte. Neben seinem Gefängnis baute sie sich eine Hütte aus Bambusrohr, in der sie mit ihrer kleinen Marie wohnte. Wenn sie einmal von ihrem ganzen Elend überwältigt wurde und der Ruhe bedurfte, trug sie das Kindlein auf kurze Zeit zu seinem Vater ins Gefängnis, der, obgleich mit Ketten gefesselt, seiner wartete, bis die Mutter es wieder holte. Zuweilen nahmen sich auch mitleidige Barmanenfrauen des hilflosen Säuglings an, zumal als die heroische Mutter zwei Monate lang krank darnieder lag. In dieser Zeit haben die frommen Dulder wohl oft geseufzt: „Herr, sei mir gnädig, siehe an mein Elend unter den Feinden“ (Ps. 9, 14) und „Gott, hilf mir, denn das Wasser geht mir bis an die Seele!“ (Ps. 69, 2.)

Endlich, als der Krieg sich zum Ende neigte, schlug für sie die Stunde ihrer Erlösung. Bei den Friedensverhandlungen bedurften die streitenden Parteien eines Vermittlers und Dolmetschers. Man trug das Amt unserm Judson an, der es auch annahm. So ungern er sich sonst in Politik mischte, die Stellung eines Friedensvermittlers schien ihm ganz in der Richtung seiner eigentlichen Aufgabe zu liegen. Als der Friede geschlossen war, wurde ihm der Aufenthalt in der Hauptstadt freigestellt. Er hatte aber in den letzten beiden Jahren die Stimmung in den Regierungskreisen zu gut kennen gelernt, um länger in dieser Löwenhöhle zu bleiben. Er dankte seinem Gott, als er der Stätte seiner Leiden den Rücken kehren und mit seiner Frau nebst Dr. Price den Irawadi hinabfahren konnte. Da zogen die Psalmklänge durch ihre Seele: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird; so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens, und unsere Zunge voll Rühmens sein.“

So kamen sie wieder nach Rangun. Das fanden sie verwüstet und alles noch in größter Verwirrung. Da beschloß Judson, die Missionsarbeit unter englischem Schutze an einem

andern Orte wieder aufzunehmen, und es gelang ihm, zu den in Rangun gewonnenen Christen, die in der Zeit der Anfechtung nicht abgefallen waren, noch eine neue Gemeinde zu sammeln. Seine hochherzige Gattin sollte sich aber der Frucht ihrer Arbeit und ihrer Leiden auf Erden nicht mehr freuen. Ihre Kraft war durch die übermäßigen Anstrengungen, durch die fortwährenden Aufregungen, durch das Sorgen, Grämen, Ängsten, Entbehren, durch Leiden und Krankheit völlig gebrochen. Sie hatte sich in jenen schweren Monaten der Gefangenschaft den Keim zu einer tödlichen Krankheit geholt. Die treue Jüngerin des Herrn, die mit wahrem Heldenmut das Kreuz getragen, entschlief selig am 24. Oktober 1826 und ein halbes Jahr darauf folgte ihr das unter Jammer und Thränen geborene Töchterchen. Judson war gerade auf einer längeren Reise, die er im Interesse der Mission und der englischen Regierung unternommen hatte, abwesend, als sein geliebtes Weib starb. Das machte den Schlag für beide noch schwerer. Wieviel hatten diese beiden Menschen gemeinsam getragen. Sie hatte teilgenommen an seinen Studien und an seinen Kämpfen; mit einem Heldenmut und einer Treue, die von wahrer Seelengröße zeugen, hatte sie die Leiden seiner Gefangenschaft gemildert. Wie mag die Botschaft von ihrem Tode den nichts ahnenden fernen Gatten erschüttert haben! Es war niemand von den Missionsleuten bei ihr, als sie starb, um ihr den Sterbetrost zuzusprechen. Nur die bekehrten Barmanen sammelten sich wie Kinder um die sterbende weiße Mutter. Die Hände von Fremden machten ihr Sterbekissen sanft und hörten ihre letzten Worte. „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben.“ (Jak. 5, 12.)

Judson und sein Weib haben mit Thränen gesät, die Freudenernte ist später nicht ausgeblieben. Über Bitten und Verstehen sollte der Missionar erfahren, wie gütig der Herr ist und wie wunderbar sein Weg. Er hatte ihm in diesem treuen Weibe eine Lebensgefährtin gegeben, wie sie gerade für solche Missions-

wege nötig war. Wir haben gesehen, wie sie nicht nur die Innigkeit des Mariasinnes bewährt, sondern auch den regsten Marthaeifer bezeugt, wie sie ihre Treue zum Heilande bewiesen und sich für ihren Mann geradezu aufgeopfert hat. Eine Heldenseele durch und durch, hat sie gezeigt, was ein Weib vollbringen, was ein Weib auf dem Missionsgebiete leisten kann! Die Liebe zu Christo macht stark und giebt den Schwachen Kraft, die höchste Widerstandsfähigkeit. Jene zarte, früher mit allem Luxus umgebene, an die Genüsse des Reichtums gewöhnte Amerikanerin, Anna Hasseltine, hat die größten Strapazen und Gefahren des tödlichen Klimas mutig ertragen, den sengenden Sonnenstrahlen, wie dem blutgierigen Drängen der Feinde hat sie kühnlich sich ausgesetzt; die größten Schwierigkeiten, welche Natur und Hartherzigkeit der Menschen ihr entgegenstellten, hat sie überwunden. In ihr war mächtig die Liebe, von welcher es heißt Joh. 15, 13: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Ihr ganzes Leben war ein Opfer im Dienste des Herrn!

Das mag euch, ihr Frauen und Jungfrauen, mag uns allen ein mahnendes Beispiel sein! Wie wenig haben wir bisher im Dienste des Herrn für die Mission gethan! Wie wenig uns gekümmert um die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, und wir sollen doch mithelfen! Wir lassen uns viel zu sehr durch die Welt und ihre Lust abziehen von dem, was uns zu thun geboten ist! Diese Frau Judson war zu ihrer Zeit vielfach bespöttelt worden, als sie ihrem Bräutigam aufs Missionsfeld zu folgen versprochen hatte. Das begegnet heutzutage wohl keiner Missionsbraut mehr. Die Zahl der Frauen und Mädchen, die in den Missionsdienst eintreten, ist inzwischen sehr groß geworden, zumal in England und Nordamerika. Auch bei uns in Deutschland entschließen sich immer mehr dazu. Der Herr nähre diese Liebesglut und fache sie zu einem immer helleren

Brande an. Er erwecke aber auch die Daheimbleibenden, daß sie ihm mit ihrem Gebet und mit ihrer Handreichung gern beim Bau seines Reiches helfen und dereinst das Lob seiner Dienerin in Bethanien empfangen: Sie hat gethan, was sie konnte.

Doch kehren wir zu dem vereinsamten Judson zurück. Mit dem Friedensschluß zwischen England und Barma ging die erste Periode der Barmanischen Mission zu Ende. In der zweiten wechselt zunächst der Schauplatz der Geschichte. Die sprossende Saat in Rangun war von der Kriegsfurie zertreten und Judson machte sich keine großen Hoffnungen, daß eine Fortsetzung der Missionsarbeit in der Stadt gedeihen würde. Die englischen Truppen wurden nach kurzer Zeit aus Rangun zurückgezogen. Da hielt es der Missionar für geraten, ihnen zu folgen, wenigstens für einige Zeit. Wir können uns denken, wie schwer ihm das wurde. Dreizehn Jahre hatte er am Irawadi, der günstigsten Eingangspforte in das Barmanenreich, ausgehalten und immer gespäht, wo am besten einzudringen wäre. Weil er aber nicht eigenwillig war, sondern auf die Fingerzeige des obersten Herrn der Mission acht hatte, verließ er Rangun, als sich an einem anderen Orte bessere Aussichten für die Heidenbekehrung zeigten.

Das war das südöstlich von Rangun an der Küste von Tenasserim liegende Amherst. Der dortige Küstenstreifen war beim Friedensschluß in die Hände der Engländer gekommen, die an der Mündung des Salwen eine neue Stadt anzulegen beschlossen. Hierher siedelten die Überreste der Missionsgemeinde von Rangun über. Aber bald zeigte sich, daß der erhoffte Zuzug vieler Barmanen ausblieb. Dagegen blühte eine andere nahegelegene Ansiedelung, Maulmein, sichtlich auf. Das war offenbar ein Wink, die Missionsstation dorthin zu verlegen; so ward die Stadt, deren Name einen so guten Klang in der barmanischen Mission erlangt hat, am 28. Mai 1827 besetzt.

Von nun an treten neben Judſon auch andere bedeutende Miſſionare hervor. Zunächſt kamen zu ſeiner Unterſtützung Boardman und Wade, von denen namentlich der erſtere ſehr bald eine geſegnete Wirkſamkeit an Judſons Seite entfaltete. Leider fiel er ſchon nach wenigen Jahren dem Klima zum Opfer. Aber aus ihrer amerikaniſchen Heimat kamen jetzt Erſatzleute in ſchnellerer Folge, 1831 wieder drei: Maſon, Kincaid und Jones, ſämtlich verheiratet. So konnte die Arbeit in Maulmein mit voller Kraft getrieben werden. Man warf an vier verſchiedenen Orten in der ſchnell wachſenden Stadt das Netz aus. Die Brüder verteilten die Arbeit unter ſich je nach den Gaben des Einzelnen. Der eine übernahm die Predigten, der andere die Schule, ein dritter die Litteratur. In Bezug auf letztere wurde jetzt beſonders eifrig geſchafft. Die Druckerpreſſe war unaufhörlich thätig, zumeiſt lieferte Judſon, deſſen Vertrautheit mit der Landesſprache den neuen Ankömmlingen von größtem Werte war, die Manuſkripte. Um die günſtige Zeit, die mit der engliſchen Beſitzergreifung an der Tenaſſerimküſte über dieſen Teil des Landes gekommen war, möglichſt auszunützen, ward bald nach der Beſetzung von Maulmein noch das fern im Süden liegende Tawoy zur Miſſionsſtation erhoben. Auch Rangun lebte nach einiger Zeit wieder auf. Nun begann endlich die Erntezeit, auf die Judſon ſo lange gewartet hatte. Im Jahre 1831 konnte er 217 Heidentaufen an die Miſſionsgeſellſchaft melden, im nächſten Jahre 143; die meiſten davon kamen auf Maulmein, aber auch Tawoy erwies ſich als ein fruchtbarer Boden. An dieſen beiden Orten begann nämlich um dieſe Zeit die geſegnete Miſſionsthätigkeit unter den Karenen, von der wir ſpäter noch ausführlich reden werden.

Judſon verwandte jetzt ſeine beſte Kraft auf die Bibelüberſetzung, mit der er ſchon begonnen hatte, ſobald er ſich die Landesſprache einigermaßen angeeignet. Es iſt ja überall

das Streben der evangelischen Mission, einem Volke sobald als möglich das Wort Gottes in seiner Muttersprache zu geben. Vielleicht entstehen dadurch hin und wieder verfrühte Bibelübersetzungen, die bei späteren Sprachstudien sich als unvollkommen erweisen und durch andre Übersetzungen verdrängt werden, aber das wird kaum zu vermeiden sein. Verloren ist die erste Arbeit sicher nicht. Es war am 31. Jan. 1834, als Judson seinen Freunden in der Heimat melden konnte, daß die barmanische Bibel vollendet wäre. Er schrieb ihnen: „Gott sei Dank. Ich kniete nieder mit dem letzten Blatt in meiner Hand und bat um Vergebung aller Sünden, die meine Arbeit in diesem Werk befleckt hat und erflehte seine Hilfe für meine weitere Aufgabe, die Fehler und Unvollkommenheiten, welche dem Werk noch ankleben, zu verbessern. Möge der Herr sein Wort, welches jetzt vollständig in die barmanische Sprache übersetzt ist, zum Werkzeug machen, ganz Barma mit dem Lobe Gottes und unsres Heilandes Jesu Christi zu erfüllen.“ In dem Bewußtsein, daß er selbst bei der Arbeit immer tiefer in den Geist der Landessprache eingedrungen war, nahm er unmittelbar nach Vollendung der Übersetzung eine genaue Durchsicht des Textes vor, woran er bis Oktober 1840 arbeitete. Dieses Datum ist als der eigentliche Termin für die Vollendung der barmanischen Bibel anzusehen.

Judson ist wegen dieser umfassenden litterarischen Arbeit in der englisch redenden Welt mit Anerkennungen und Lobsprüchen überhäuft worden. Wir schließen uns ihnen an, denn es ist eine Riesenaufgabe für einen einzelnen Mann, eine heidnische Sprache, zu deren Erlernung ihm nur ganz minderwertige Hilfsmittel zu Gebote stehen, soweit christlich umzubilden, daß nicht nur die wichtigsten christlichen Gedanken darin ausgedrückt werden, sondern jeder biblische Ausdruck übertragen werden kann. Wenn sich freilich englische Beurteiler dazu versteigen,

zu sagen, Judsons Bibelübersetzung würde nach drei Jahrhunderten den christlichen Gemeinden in Barma dasselbe sein, was Luthers Übersetzung jetzt in der Hand der Protestanten Deutschlands ist, so möchten wir unsrerseits ein Fragezeichen hinter diese Behauptung setzen. Luther war ein deutscher Mann, darum war er imstande, seinem Volke eine so vollkommene Bibelübersetzung zu geben. Wenn sich unter den christlich gewordenen Barmanen dereinst ein Rüstzeug von der Art eines Luther, das der Herr sich wohl bereiten kann, wiederum an die Übersetzung der Bibel oder auch nur an eine Verbesserung der Judson-Bibel machen wird, dann dürften jene Lobsprüche vielleicht ihre volle Geltung erlangen. Fern sei es, damit das Verdienst Judsons verkleinern zu wollen. Sein Name wird für immer unter den Bibelübersetzern glänzen und die barmanische Kirche wird ihm Jahrhundertelang dankbar bleiben. Denn wer einem Volke zum ersten Male die Bibel in seiner Muttersprache giebt, darf gewiß einer seiner größten Wohlthäter heißen.

Judson hat übrigens während seiner Übersetzungsarbeit verschiedene Male das Arbeitsfeld gewechselt. Trotz aller früheren Fehlschläge konnte er sich nicht entschließen, das Vordringen nach dem Innern des Landes auf dem Irawadi endgültig aufzugeben. Er siedelte noch einmal nach Rangun über, wo die Gemeinde jetzt durch den ersten christlichen Pastor aus den Barmanen, Maung Thah-a, einen seiner Schüler, versorgt wurde, ja zeitweilig ließ er sich sogar in Prome am Irawadi, 340 Kilometer stromaufwärts von Rangun, nieder. Aber er mußte sich doch überzeugen, daß für diesen Teil des Landes die Zeit noch nicht gekommen war. So bitter ihm auch der Rückzug wurde, er folgte schließlich im Jahre 1847 der Weisung seiner Missionsgesellschaft, wieder nach Maulmein zurückzukehren, das sich immer mehr zum Standquartier der ganzen Mission entwickelt hatte.

Da es die heimatliche Kirche nicht an der Aussendung frischer jugendlicher Kräfte fehlen ließ, konnte sich der durch den langen Tropenaufenthalt geschwächte Pionier nunmehr aufs Altenteil zurückziehen. Neben der Einführung der jungen Missionare widmete er sich hauptsächlich litterarischen Arbeiten. Zahlreiche kleine erweckliche Schriften gingen aus seiner fleißigen Feder hervor. Dabei fing er an zu kränkeln. Man riet ihm, zu seiner Stärkung eine Seereise zu unternehmen, oder auch nach Nordamerika zurückzukehren, das er während seiner 37jährigen Missionsthätigkeit nur ein einzigesmal für kurze Zeit besucht hatte. Er bestieg das Schiff in großer Schwachheit. Es sollte seine letzte Reise werden. Am 12. April 1850 hauchte er auf hoher See seine Seele aus und ward von dem Schiffsvolk, dem er ganz fremd war, ohne viel Ceremonien ins Meer versenkt. Es war den um ihn trauernden Freunden also nicht vergönnt, ihm einen Grabstein zu setzen. Dafür hat die Baptistengemeinde seiner Heimat ihm in ihrem Versammlungshause eine Gedenktafel errichtet, auf der die Inschrift steht:

Zum Andenken
an Prediger Adoniram Judson.
Geb. den 9. August 1788.
Gest. den 12. April 1850.
Malden war sein Geburtsort, der Ozean sein Grab.
Bekehrte Barmanen und die barmanische Bibel
sind sein Denkmal.
Sein Ehrenzeugnis ist droben.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was dieser im Lapidarstil gehaltene Lebenslauf in sich schließt. Die ganze erste Periode der barmanischen Mission geht in seiner Lebensgeschichte auf. Während der ersten Jahre in Rangun, als der große Plan, die Bekehrung Barmas, eine bestimmte Gestalt in

seinem Geiste annahm, und ehe der erste Bekehrte getauft worden war, und der junge Missionar von seinen Mitchristen in der Heimat fast vergessen, oder als gutmütiger Enthusiast bemitleidet wurde, ging seine kühnste Hoffnung nicht weiter, als bis zu dem Wunsche, bei seinem Tode eine Gemeinde von 100 bekehrten Barmanen und die Übersetzung der Bibel ins Barmanische zurückzulassen. Aber viel mehr als dieses wurde erreicht während der 10 Jahre in Rangun, der 2 Jahre in der Hauptstadt und der 23 Jahre in Maulmein. Als Judson starb, waren über 7000 Barmanen und Karenen auf das Bekenntnis unsres Glaubens getauft worden; aber außer diesen waren Hunderte in Barma freudig im christlichen Glauben gestorben. Er hatte nicht nur die ganze Bibel übersetzt, sondern auch den größten und schwierigsten Teil eines Wörterbuchs vollendet. Es bestanden 63 Gemeinden unter Barmanen und Karenen, an welchen 163 Missionare, eingeborene Prediger und Gehilfen arbeiteten. So hat er den Grund zu der jetzt blühenden Barmanenmission gelegt. Als seine Kräfte schwanden, traten andere an seinen Platz. Der eine pflanzt, die andern begießen. Der Herr aber ist es, der das Gedeihen giebt.

Soli deo gloria!

---

3. Die Karenen.

Wie in Vorderindien unter den Hindus manche andersgeartete Völker wohnen, die man als die von den arischen Einwanderern zurückgedrängten Ureinwohner des Landes bezeichnet, giebt es auch in Hinterindien eine große Anzahl Völkerstämme,

die sich von dem jetzt dort herrschenden Volke, in ihrem Äußern, in Sitte und Religion unterscheiden. Sie sind meist in die Gebirge zurückgedrängt und müssen den jetzigen Herren des Landes, den Barmanen, Siamesen ꝛc. dienen, wenn sie in Berührung mit ihnen kommen. Sie werden gewöhnlich unter dem Gesamtnamen der Schanvölker zusammengefaßt und haben den mongolischen Typus, aber nicht rein, sondern mit jener Blutsvermischung, die allen hinterindischen Völkern eigentümlich ist. Für die Mission hat keins von ihnen eine solche Bedeutung erlangt, wie die Karenen*), mit denen die christlichen Glaubensboten, wie schon erwähnt, gerade zu jener Zeit zum erstenmal in Berührung traten, als Judson und seine Freunde wiederholt vergeblich versucht hatten, ins Innere des Barmanenreiches vorzudringen. Es war der Teil des Karenenvolkes, der im Küstenstreifen von Tenasserim wohnt. Das sind aber nicht die einzigen ihres Stammes. Die hier sitzenden heißen die weißen Karenen. Von ihnen sind die roten Stammesbrüder zu unterscheiden, die in den oberen Teilen Barmas wohnen. Das ganze Volk teilt sich in acht Stämme, von denen uns die Sgau, Pwo, Bghai, Kaja (rote Karenen) namentlich genannt seien.

Sie haben ursprünglich nicht die Gebiete innegehabt, in den sie jetzt gefunden werden. Bei der großen Völkerwanderung, die vor Jahrhunderten auf der hinterindischen Halbinsel vor sich ging, sind sie aus ihrer nördlichen Heimat nach Süden gedrängt worden und hier wieder in die weniger günstig gelegenen waldigen Bergländer, während die rücksichtslosen, stolzen Barmanen die fruchtbaren Flußthäler in Besitz nahmen.

Ihre Zahl ist nicht unbedeutend, doch hält es schwer, genauere Angaben zu machen. Gegenwärtig sind annähernd 100 000 von ihnen zum Christentum übergetreten, und doch

*) Ratzel schreibt den Namen in seiner „Völkerkunde" Karén.

giebt es noch heidnische Karenen die Fülle. Die einen schätzen ihre Gesamtzahl auf mehrere Hunderttausend, andere gar auf einige Millionen.

Wie acht Stämme, so unterscheidet man auch ebensoviele Dialekte. Der bekannte englische Sprachforscher Dr. Cust hat festgestellt, daß sie alle eine gemeinsame Sprache haben, die sich nur im Lauf der Zeiten zu verschiedenen Mundarten entwickelt hat. Die Sprache ist sehr eigenartig und hat den ersten Missionaren, die sie erlernen mußten, viel Kopfzerbrechen verursacht. Wir haben nur 5 Vokale oder Selbstlauter, die Karenen 54! Wie schwer, ehe sich Fremde an den eigentümlichen Tonfall der Sprache gewöhnen! Manche Stämme zeichnen sich durch schönen Körperbau aus und erinnern fast an die kaukasische Rasse. Die Kleidung richtet sich so nach dem Stamme, daß dieser an der Kleidung erkannt werden kann. Ein bequemes, baumwollenes Hemd, dazu ein Turban um den Kopf, das ist der gewöhnliche Anzug. Die Frauen schmücken sich gern mit Halsbändern. Wenn sie noch Glöckchen daran hängen können, gilt's für etwas besonders Schönes. Auch in den Ohren tragen sie gern Schmuckgegenstände.

Die Karenen sind kriegerischer Natur, wilde Naturkinder, abgeneigt gegen alles, was einer Unterordnung ähnlich sieht. Nur unregelmäßig bebauen diese Stämme das Land, um etwas Reis zu erzielen. Der Reinlichkeit sind sie nicht sehr zugethan. Menschenraub, Mord und Totschlag gehören zur Tagesordnung. Grundsatz ist: Blut wider Blut. Kein Dorf hilft so leicht dem andern in der Gefahr und die gegenseitigen Fehden wollen kein Ende nehmen. Am schlimmsten treiben es die Rotkarenen, die für die benachbarten Länderstriche ein Schrecken waren. Von einem Stamme im Norden wird erzählt, daß mit jedem verstorbenen Häuptling oder einem freien Manne ein Sklave lebendig begraben wird.

Das bisher Geſagte gilt hauptſächlich nur von den nördlich wohnenden Karenenſtämmen; denn die ſüdlicher wohnenden ſind von den Barmanen und Siameſen nach und nach gänzlich unterdrückt worden, wie einſt die Kinder Israel im Lande der Pharaonen. Mitleiderregend ſind die Klagen der Karenen über die ſchmähliche und verächtliche Behandlung von ſeiten ihrer Herren. So klagte ein bekehrter Karene: „Die Karenen, die Söhne des öſtlichen Waldes, ſind ohne Ohr und Kopf, nach allen Richtungen hin zerſtreut, an den Quellen der Waſſer und in den Schluchten über denſelben. Fallen ſie in die Hände der Siameſen oder Barmanen, ſo werden ſie zu Sklaven gemacht. Die Barmanen laſſen ſie Boote ziehen, Rohr ſchneiden, Harz ſammeln und Kardamum, auch Bienenwachs ſuchen, von den Bäumen die Rinde abſchälen und Stricke daraus machen, den Buſch ausroden, Holzſtämme ſchleppen und breite Teppiche weben. Überdies fordern ſie von ihnen Geſchenke von Yams, die Knollen des Arum und Ingwer, ſchwarzen und roten Pfeffer, Fleiſch, Elefantenzähne, Rhinozeroshörner und alle Arten von Gemüſe. So ſind die Männer draußen beſchäftigt und die Frauen daheim mit der Hausarbeit. Zuweilen ſind die Männer in zwei oder drei Monaten kaum vier oder fünf Tage daheim. Sie werden von den barmaniſchen Behörden gezwungen, ihre Feſtungen zu bewachen, als Führer zu dienen, Siameſen zu ſtehlen, und von einem Ort zum andern zu ziehen, bis mancher tot niederſinkt inmitten des Dſchangel. Trotzdem, daß ſie das alles thun, werden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, werden ſie mit Ruten gehauen, mit Fäuſten geſchlagen und mit den Ellbogen geſtoßen.“

Sehen wir uns nun einmal ihre Wohnungen an. Es ſind Pfahlbauten. Die nördlich wohnenden Stämme pflegen nicht in einzelnen Hütten zu wohnen, von denen eine gewiſſe Zahl ein Dorf bildet, ſondern das ganze Dorf beſteht aus einem

großen kasernenartig gebauten Hause, in welchem oft bis 80 Familien wohnen, die durch Verschläge von einander geschieden sind. Bei den südlich wohnenden Stämmen hat dieser Gebrauch aufgehört, und die Dörfer bestehen dort aus einzelnen Hütten. Sie sind 6—8 Fuß über dem Boden auf Pfosten ruhend gebaut, sodaß man sich einer Leiter bedienen muß, um eintreten zu können. Um die ganze Hütte läuft ein Vordach, ähnlich wie bei den Schweizerhäusern. Die Dörfer liegen in der Regel sehr versteckt, und ohne Führer ist es Fremden nicht möglich, den Weg von einem Dorfe zum andern zu finden. Darin kommt die Unsicherheit zum Ausdruck, in der die unterdrückten Völker leben. Ein Augenzeuge schreibt hierüber: „Solche Wege laufen nicht selten über Abgründe, Felsklippen, gefährliche Bergwände, durch tiefe Schluchten, gehen dem vielgeschlängelten Lauf eines Baches meilenweit nach, über den man unzählige Male setzen und in dessen Wasser man oft eine Stunde lang bis an die Knöchel waten muß. Brücken giebt es gar nicht, und nicht selten ist man genötigt, besonders in der Regenzeit, über beträchtliche Flüsse zu setzen oder zu schwimmen, so daß in dieser Zeit das Reisen in diesen Gegenden bisweilen fast unmöglich wird. Der Wanderer schläft nicht selten in freier Luft in den Wäldern, wo, abgesehen von Insekten und Gewürm, der Tiger, das Nashorn, der wilde Elefant seine Lage sehr gefährlich machen. Nie bin ich einem dieser Tiere in der Wildnis begegnet, aber desto öfter habe ich ihre frischen Spuren und Lager gesehen. Und nach allen diesen Gefahren und Beschwerden trifft man dann 10, 20 bis 30 Häuser an, und muß von ihnen bis zu dem nächsten ähnlichen Dorfe sich abermals meilenweit durch die Wildnis arbeiten."

Zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen die Karenen nur sehr wenig. Da sie nicht an eine Seelenwanderung glauben, so nähren sie sich auch mit vom Fleische gezüchteter oder wilder Tiere. Eidechsen und Schlangen aller Art sind beliebte Speisen.

Fleißig sind die Karenen, mögen sie nun für sich oder für ihre Dränger arbeiten. Sie verstehen sich auf Acker und Gartenbau, wie auch auf Viehzucht. In der Kunst der Weberei, Schneiderei, Färberei haben sie es dort, wo sie mit der barmanischen Kultur in Berührung kamen, weit gebracht. Im übrigen aber sind sie sehr unwissend. Als Grund hiervon führen sie selbst eine Sage an und erzählen: „Als Gott einst seine Gesetze und seinen Willen auf eine Büffelhaut geschrieben und die Völker der Erde zusammengerufen, um davon Abschrift zu nehmen, da hatten alle dies gethan, nur die Karenen nicht. Und warum nicht? Weil ihnen die Zeit dazu fehlte; denn sie hatten auf ihren Äckern zu thun, und so sind sie unwissend geblieben." Wer denkt da nicht an das Gleichnis des Herrn, da er erzählt von den Entschuldigungen der Männer, die nicht zum Mahle kommen wollten!

Die Karenen sind aber jetzt sehr lernbegierig und zeigen, daß sie ebenso bildungsfähig sind, wie ihre mit einer höheren Kultur ausgestatteten Unterdrücker. Dazu sind sie gastfreundlich, nicht geizig, und halten, was sie einmal versprochen. Das Weib nimmt bei ihnen schon eine verhältnismäßig freie Stellung ein; von strenger Monogamie kann freilich nicht die Rede sein. Von höchst schädlichem Einflusse aber ist bei ihnen die Sitte, bereits Kinder miteinander zu verloben und sie frühzeitig zu verheiraten. Auf der anderen Seite findet man jedoch bei den Karenen etwas, was bei uns häufig fehlt: das wirklich schöne Verhältnis der Schwiegersöhne zu den Schwiegereltern. Der Schwiegersohn übernimmt dort selbstverständlich die Pflege der Schwiegereltern, falls diese durch Krankheit, Alter oder sonst wodurch in Not geraten. Leider ist auch ein Laster bei den Karenen sehr verbreitet, die Trunksucht. Sie brennen aus Reis eine Art Rum, den sie sehr bezeichnend „Todeswasser" nennen. Damit berauschen sie sich, so oft sie können. Die Folgen davon bleiben nicht aus.

Da die Karenen vielfach mit den Buddhisten in Berührung kommen, haben sie auch einige buddhistische Gebräuche angenommen, wenn auch nur ein kleiner Teil des Volkes wirklich zum Buddhismus übergetreten ist. Sie verbrennen ihre Toten, und der Glaube, daß die Verstorbenen immer um sie seien, ist stark vertreten und erinnert an spiritistische Anschauungen. So sagen z. B. die Karenen: „Überall folgen uns die Toten nach; nur ein weißer Schleier scheidet sie von uns, daß wir sie nicht sehen.“ Und manche behaupten, sie sogar zu sehen und zu hören. Bei den Ahnenopfern wird der Geist gerufen und giebt, wenn er nicht zur Hölle gefahren ist, durch allerhand Zeichen seine Gegenwart kund.

Die eigentliche Religion der Karenen besteht in der Verehrung der sogenannten Nats oder Geister, die meist boshafter Natur sind und versöhnt werden müssen. Dazu errichtet man da und dort Geisterhäuser, in denen man allerhand Gaben niederlegt, für gewöhnlich sind es Kleinigkeiten, wenn es aber wichtigere Dinge gilt, muß mehr geopfert werden. Besonders ist hervorzuheben, daß die Nats von den Geistern derer bedient werden, die eines gewaltsamen Todes haben sterben müssen, und auch ihnen wird geopfert und dabei etwa folgendermaßen gebetet: „O ihr elend Verstorbenen, von Tieren Gefressenen, vom Blitze Erschlagenen, seid so gut und löset den Bann, womit ihr die gebunden habt, die gegen euer Schwert oder eure Tabakspfeife anstießen, daß sie frei werden von Rückenschmerzen, Seitenstechen, Herz- und Leberweh. Wir sind arme, blinde Leute, die euch nicht sehen können, wie ihr ausseht! Bitte, geht uns aus dem Wege.“

Jeder Karene glaubt seinen Schutzgeist zu haben. Bei solchem Geisterglauben kann es selbstverständlich nicht an Zauberern fehlen. Diese heißen Wees oder Bongkos und sind sehr gefürchtet. Außerdem beten die Karenen noch den großen

Geiſt an, der auf einem mächtigen Berge wohnen ſoll und Thako Moſcha heißt; über dieſem ſteht noch der höchſte Gott, der Schöpfer der Welt, Yuwa genannt.

Niemand hat es bisher erklären können, woher bei den Karenen gewiſſe Anklänge an die bibliſchen Geſchichten kommen. Daß ſolche in ausgedehntem Maße vorhanden ſind, unterliegt keinem Zweifel. Sie ſollen ſeit Urzeiten von den Vätern auf die Kinder vererbt worden ſein. Ob etwa von den älteſten Miſſionsbeſtrebungen in Oſtaſien, auf welche das Vorhandenſein der Thomaschriſten in Vorderindien und gewiſſe Überlieferungen in China zurückgeführt werden, auch etwas zu dieſen dazwiſchen wohnenden Völkern gedrungen ſein ſollte? Die Karenen behaupten, einſt Bücher gehabt zu haben, welche auf Häute geſchrieben geweſen ſeien und gute Sitten gelehrt hätten, und der Ausdruck: „Gott ſchickte uns das Buch, z. B. der 10 Buchſtaben“ iſt ſehr häufig zu finden. Die bekehrten Karenen halten daher die heilige Schrift alten Teſtaments für das Buch, welches ihren Vätern verloren gegangen. Merkwürdig iſt es auch, daß es unter den Karenen gewiſſermaßen Propheten und Dichter giebt, welche die Überlieferung der Väter auf die kommenden Geſchlechter fortpflanzen. Sie heißen Bukhos.

Einer von Judſons Nachfolgern, Dr. Maſon, der ſich zuerſt eingehend mit den Karenen beſchäftigte, hat alle dieſe Überlieferungen, welche Anklänge an unſere bibliſchen Berichte alten Teſtaments enthielten, für die Karenen geſammelt und zuſammengeſtellt unter dem Titel: „Die Sagen der Älteſten“. Dazu hat er geſchrieben: „Die Befehle des ewigen Gottes kommen wieder zu den Karenen. Lernt ſie leſen.“ Und ſie haben ſie leſen gelernt. Dieſe Sagen der Väter handeln von einem ewigen, allmächtigen, heiligen Gott, deſſen Angeſicht beſtändig glänzt, wie der Sonne Strahlen. Im Himmel kann keine Nacht ſein,

keine Finsternis, denn die Strahlen Gottes erleuchten ihn immerdar, wie die Sonne. Klingt das nicht wie im 104. Psalm, da es heißt: „Licht ist dein Kleid, das du anhast?“ Sie erzählen ferner die Schöpfung des Mannes und des Weibes, den Sündenfall in höchst ergreifender Weise, wie der Satan sich an die ersten Menschen macht, ihnen Zweifel erweckt an der Wahrhaftigkeit Gottes und schließlich das Weib verführt, von der verbotenen Frucht zu essen, wie auch der Mann aus der Hand des Weibes die Frucht nahm und aß. Das Weib ging dann zum Satan und meldete, daß beide nun gegessen. „Dies hörend, lachte der Satan über die Maßen, und sprach: ‚Nun, ihr habt mir gehorcht, sehr gut, mein Sohn, meine Tochter‘.“ Und weiter wird erzählt: „Den folgenden Tag, nachdem sie gegessen hatten, frühe am Morgen besuchte sie Gott. Aber sie gingen ihm nicht entgegen wie sonst, ihm ihre Loblieder singend. Er näherte sich ihnen und sprach: ‚Warum habt ihr gegessen von der Frucht des Baumes, davon ich euch gebot, nicht zu essen?‘ Sie wagten nichts darauf zu sagen, und Gott verfluchte sie: ‚Ihr habt nicht gehalten, was ich euch befohlen. Die Frucht, welche nicht gut ist zu essen, verbot ich euch; aber ihr habt nicht gehorcht, ihr habt gegessen. Darum werdet ihr alt werden, werdet krank werden, werdet sterben‘!“ Ebenso erzählen sie von guten und bösen Engeln, und daß Satan zuerst auch ein heiliges Wesen gewesen sei. Ja noch mehr, das erste Evangelium von dem Schlangentreter klingt auch durch ihre Sagen hindurch. Der Satan ist der Yaw-kaw; das ist der Nackengetretene: Wenn die Zeit der Erlösung kommt, wird Gott ihn töten. Desgleichen erzählen sie von der Sintflut, d. i. große Flut. Es donnerte, Stürme folgten, es regnete drei Tage und drei Nächte, und die Wasser bedeckten alle Berge. Auch die Sprachverwirrung und Zerstreuung der Völker wird angedeutet. So singt ein Dichter unter ihnen:

Der ältre Bruder waren die Karenen,
Sie empfingen alle Gottes Wort.
Sie glaubten all den Worten Gottes nicht,
Und sie wurden Feinde untereinander.
Weil sie Gotte nicht geglaubet,
Wurde ihre Sprach' zerteilet.
Gott gab ihnen die Gebote;
Aber ach! sie glaubten ihm nicht,
Und Zerteilung folgte nach.

Die Karenen sehen die Erde noch als Mittelpunkt der Welt an, um welche sich alle anderen Himmelskörper bewegen. Sie glauben an eine Erweckung der Toten, nachdem die Welt im Feuer untergegangen. Ihre Sittenlehre ist der der unsrigen in mancher Hinsicht verwandt. Es will uns fast ein Wunder dünken, wenn die Überlieferungen der Karenen sagen: „O Kinder und Enkel! Die Straße, die zum Himmel führt, ist ein kaum bemerkbarer Pfad; aber die Straße, die zur Hölle führt, ist sehr groß." Klingt es nicht fast neutestamentlich, wenn wir von ihnen hören: „Wenn wir unsere Sünden bereuen und hören auf, Übles zu thun, unsere Leidenschaften zügeln und zu Gott beten, so wird er uns wieder gnädig sein. Wenn Gott uns nicht gnädig ist, so ist keiner da, der es thun könnte. Der, der uns rettet, ist Gott allein. Betet ohne Unterlaß zu Gott, bei Tag und bei Nacht." Die heiligen 10 Gebote finden wir gleichfalls in lieblichen Anklängen bei den Karenenüberlieferungen. So heißt es beim Gebot, das Verhalten der Kinder zu den Eltern betreffend: „Achtet und ehret euren Vater und eure Mutter; denn als ihr klein waret, duldeten sie nicht, daß ein Moskito euch steche. Gegen die Eltern sündigen, ist ein abscheuliches Verbrechen. Wenn euer Vater und eure Mutter euch unterweisen oder schlagen, so fürchtet euch. Wenn ihr euch nicht fürchtet, werden euch die Tiger auch nicht fürchten." So wird der Diebstahl verboten, der Totschlag, die Lüge, das Schwören,

das Gelüſten nach des Nächſten Gut. So wird Gehorſam gefordert vor dem Staatsoberhaupt. Wie ſchön klingen die folgenden Vorſchriften und Lebensregeln: „Werdet nie zornig. Wenn wir mit anderen zürnen, ſo iſt es gerade, als zürnten wir mit Gott. Wenn euch jemand ins Angeſicht ſpeit, ſpeit ihm nicht wieder ins Angeſicht. Wenn euch jemand ins Geſicht ſchlägt, ſchlagt ihn nicht wieder. Wenn euch jemand beleidigt, ſo laſſet ihn thun, was er wünſcht und traget in Demut alle Leiden, die er über euch bringt. Verfolgt euch ein Feind, ſo liebt ihn von Herzen!“

Woher haben die Karenen ſolche Tugendlehren, die ſo lebhaft an die Worte unſeres Heilandes erinnern? Die Zeit wird jedenfalls auch dieſe Frage noch beantworten. Bis jetzt hat man ſich vergeblich um die Löſung des Rätſels bemüht. Wunderbar iſt's, daß ſie alle ihre Hoffnungen auf die weißen Menſchen ſetzen. Ihre Sage erzählt: „Die Karenen waren urſprünglich ſieben Brüder, von denen der weiße der jüngſte war. Die weißen Brüder ſind gerecht. Sie bleiben bei der Wahrheit. Wenn ſie ankommen, werden die Karenen glücklich ſein.“ Von den Weißen glauben ſie, daß dieſelben in der Gemeinſchaft Gottes geblieben ſeien; durch ſie hoffen ſie auch ihre verlorengegangenen Bücher wieder zu erlangen. Einer ihrer Propheten ſang: „Die große Mutter kommt zur See mit ſühnendem Waſſer, mit Hauptwaſſer; der Lehrer kommt vom Horizont, er kommt zu lehren die Kleinen.“ Da iſt es denn kein Wunder, daß die Weißen von den Karenen bereitwillig und mit Freuden aufgenommen worden ſind, namentlich die Engländer, welche zugleich die Dränger und Treiber der Karenen, die Barmanen, züchtigten.

Wohl noch nirgends aber hat die Miſſion ſolch vorbereiteten Boden gefunden, noch nirgends verhältnismäßig ſolche Erfolge gehabt! Staunend müſſen wir anbeten und bewundern die Wege unſeres Gottes! Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr,

allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, du König der Heiligen.

So iſt dem Herrn unter den Karenen der Weg bereitet; es iſt ihm Bahn gemacht da, wo der traurige Buddhismus ſein Weſen hat, wo von Süden her auch die falſche Lehre Mohammeds Herz und Sinn zu betrügen verſucht. Hier ſoll hoch aufgerichtet werden das Zeichen der Erlöſung durch Chriſti Blut, das Kreuz; und unter ihm und zu ihm werden ſich die Karenen ſammeln und ihrer Hoffnung Erfüllung finden.

---

4. Ko Tha Bju, der erſte Prediger der Karenen.

Es bedarf in der Regel einer längeren Miſſionsarbeit, ehe aus einem Volke die geeigneten Männer kommen, das Evangelium unter ihre Volksgenoſſen weiter zu tragen. Die erſten Überbringer der Heilsbotſchaft pflegen Ausländer zu ſein und erſt in der zweiten Generation treten eingeborene Evangeliſten und Prediger hervor. So war es in der apoſtoliſchen und nachapoſtoliſchen Zeit; dasſelbe begegnet uns bei der deutſchen Miſſion, wo der aus England herübergekommene Bonifacius erſt im Alter Männer aus dem Lande, wie Abt Sturm und andere mit der Pflege und Weiterführung ſeiner Miſſionsunternehmungen betrauen konnte. Dasſelbe wiederholt ſich in der Neuzeit auf allen Miſſionsfeldern im Norden wie im Süden. Die erſten Bekehrungen gehen immer von Männern aus, die als Fremdlinge ins Land kommen, ja auch die Sammlung der erſten Gemeinden liegt ihnen in der Regel Jahrzehnte lang ab, bis ſie allmählich zuverläſſige eingeborene Gehülfen gewinnen.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Gottes Wege ſind auch darin wunderbar, daß ſie zuweilen allen ſolchen Erfahrungen

entgegenlaufen. Ein Beispiel dafür haben wir in dem Manne, dessen Lebensgeschichte in der Karenenmission die hervorragendste Rolle gespielt hat: Ko Tha Bju, der Karenenprediger. Er war eine der ersten Früchte, die die christliche Predigt in dieser Mission zeitigte, zugleich aber der erste Erweckungsprediger unter seinen Volksgenossen.

In seiner Jugend war Ko Tha Bju ein heidnischer Karene gewöhnlichen Schlages, höchstens zeichnete er sich noch durch besondere Bosheit und Zügellosigkeit aus. Ja, später wurde er sogar ein Räuber und Mörder und hatte eine große Anzahl Menschenleben auf dem Gewissen. Nach dem englisch-barmanischen Kriege kam er in die Dienste des uns schon bekannten Missionars Hough, und von dieser Zeit an wurde er im Gefolge der Missionare gesehen. Judson verließ damals gerade Rangun und begab sich erst nach Amherst, dann nach Maulmein. Ko Tha Bju zog mit ihm, ohne daß Judson ihm etwa besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte, bis er sich seiner geradezu auf göttlichem Antrieb annahm und ihn von einem Barmanen, dem er verschuldet war, loskaufte. Nun kam Ko Tha Bju erst in eigentliche Missionsbehandlung. Der Einfluß, den das göttliche Wort auf ihn erlangte, ließ sich bald bemerken, wenn auch oft noch das heftige, zügellose Wesen des wilden Karenen hervorbrach und kaum gebändigt werden konnte. So verging ein ganzes Jahr. Während dieser Zeit war ein andrer Karene mit seiner Familie und drei verwaisten Geschwistern, zwei Knaben und einem erwachsenen Mädchen, nach Maulmein gekommen, von den Missionaren aufgenommen und versorgt worden. Ko Tha Bju erkor sich das junge Karenenmädchen zur Gattin und schloß sich mit ihr den Missionsleuten an. Es war gerade die Zeit, wo die Mission in Maulmein aufblühte und Verstärkung aus Amerika eintraf. Der treffliche Boardman beschloß, das Netz weiter im Süden auszuwerfen, und siedelte

nach Tawoy über. In seiner Begleitung ging Ko Tha Bju und sein junges Weib, die sich in der kurzen Zeit bereits das Vertrauen der Missionare erworben hatten. Was Judson bei diesem Karenen gepflanzt hatte, das pflegte Boardman treulich, und der Herr gab Gedeihen dazu. Am 16. Mai 1828 empfing Ko Tha Bju in Tawoy die Taufe, und Gott hatte es gefügt, daß drei Karenen aus den benachbarten Bergen gerade dazu kamen und nicht wenig durch jene Feierlichkeit bewegt wurden. Diese baten Ko Tha Bju inständig, mit ihnen zu ziehen, und er entschloß sich, dem Rufe zu folgen. Was der Missionar Boardman prophetisch ausgesprochen, erfüllte sich in herrlicher Weise: „Vielleicht hat Gott ein Werk für ihn unter seinen Landsleuten. Er ist so eifrig, das, was er weiß, andern mitzuteilen."

Mit dieser Reise Ko Tha Bjus fing die so reich gesegnete Missionsarbeit unter den Karenen an. Was der Psalmist gebetet, war auch seine Bitte, die über Verstehen Erhörung gefunden: „Thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll; denn mich verlanget nach dir." (Ps. 143, 8.)

So zog Ko Tha Bju hinaus, und wo er nur anfing, unter seinen Landsleuten zu predigen und zu unterrichten, hatte er eifrige Zuhörer, und viele zeigten sich bereit, das Evangelium anzunehmen. Mit Freuden konnte Ko Tha Bju immer wieder von seinen Ausflügen nach Tawoy zurückkehren und die frohe Kunde bringen, daß die Leute auf ihn gehört hätten. Er selbst wurde aber fast ängstlich über den großen Erfolg und im Hinblick auf sein Unvermögen — wissenschaftliche Kenntnisse hatte er ja gar nicht — kleinmütig und verzagt. So bat er eines Abends Boardman: „Ich habe etwas auf dem Herzen, worüber ich deine Entscheidung erwarte. Ich wünsche, daß du nach Amerika schreibst, sie sollen mehr Lehrer aussenden."

Ein eigentümlicher Vorfall verdient hier erwähnt zu werden. Zwölf Jahre vor der Ankunft des Missionars Boardman hatte

ein Mohammedaner in ein Karenendorf ein Buch gebracht mit der Versicherung, es sei ein sehr heiliges Buch. Er hatte es dem Lehrer und Sänger des Dorfes, dem Bukho gegeben, und dieser hatte es aufs sorgfältigste aufbewahrt. Die Karenen aber waren der festen Überzeugung, es werde schon ein weißer Lehrer kommen und ihnen das Geheimnis des heiligen Buches enthüllen. Da kam nun Missionar Boardman nach Tawoy. Eines Tages nahte ein langer Zug Karenen. Der Lehrer und Sänger trug in einem Korbe das sorgfältig verhüllte geheimnisvolle Buch und überreichte es dem Missionar aufs ehrerbietigste. Der machte es auf und fand — die englische Kirchenliturgie. Wer mag wissen, wie jener Mohammedaner zu dieser Agende gekommen war! Der Missionar antwortete nun den gespannt lauschenden Karenen: „Das ist ein gutes Buch; es lehrt uns, daß nur ein Gott im Himmel ist, den wir allein anbeten sollen. Ihr habt dem Buche unwissend Gottesdienst gethan, das ist nicht gut. Ich will euch den Gott anbeten lehren, den dieses Buch uns offenbart." Da freuten sich die Karenen, blieben noch zwei Tage in Tawoy und ließen sich unterrichten. Der Lehrer aber legte die Zeichen seiner Würde, einen Zauberstab und seine wunderliche Kleidung ab und ward später ein demütiger Jünger des Herrn. Mit ihm bekehrten sich viele Leute aus jenem Dorfe, Zschikku mit Namen, zu Christo, zumal Ko Tha Bju einen längeren Aufenthalt dort nahm.

Immer weiter drang die Kunde von dem weißen Lehrer in Tawoy, und weither kamen Karenen und sprachen den herzlichen Wunsch aus, Unterricht zu empfangen. Da entschloß sich Boardman, seinen ersten Ausflug in die nächstliegenden Karenendörfer zu machen. Er predigte barmanisch, Ko Tha Bju übersetzte es ins Karenische. War das auch mühsam, so blieb's doch nicht ohne Erfolg, und namentlich Ko Tha Bju war unermüdlich, er opferte oft seine Nachtruhe, seinen Landsleuten

das, was ihnen unklar geblieben war, klar zu machen. Missionar Boardman schreibt in seinem Tagebuch: „Eine schöne Anzahl Karenen sind jetzt bei uns, und Ko Tha Bju bringt Tag und Nacht damit zu, ihnen die Worte des ewigen Lebens zu lesen und zu erklären. Es scheint, als ob die Zeit der Gnade für dies Volk gekommen sei.“ Sie war gekommen, und das Wort des Propheten Hosea erfüllte sich: „Die Gnade, so ich euch erzeigen will, wird sein wie eine Tauwolke des Morgens, und wie ein Tau, der früh morgens sich ausbreitet.“ (Hos. 6, 4.)

Noch im Jahre 1829 brach Ko Tha Bju, begleitet von einem Missionsgehilfen, nach dem Süden auf. Sieben Wochen waren sie unterwegs, und wenn sie auch mitunter in manchen Dörfern nicht aufgenommen wurden, in den meisten Orten fanden sie freundliche Aufnahme. Als Ko Tha Bju einmal von den Überanstrengungen krank geworden, nötigte er trotzdem seinen Reisebegleiter, weiterzuziehen, um nur die Predigt des Evangeliums nicht aufzuhalten. Der Mann aber, bei welchem der unermüdliche Evangelist krank gelegen, ward später bekehrt und eine Säule der karenischen Kirche.

Wir können den wieder gesund gewordenen Prediger nicht überallhin begleiten. Er arbeitete sich ab im Dienste des Reiches Gottes, und immer neue Scharen Karenen sammelte er um das Kreuz Christi. Leider ward seine Freudigkeit getrübt durch den Tod seines treuen und von ihm innig verehrten Lehrers, des Missionars Boardman, der an der Auszehrung erkrankt war. Zu seiner Unterstützung war von Amerika ein neuer Missionar, der noch oft genannt werden wird, Mason, geschickt worden. Er konnte aber nur Zeuge des Todes Boardmans werden. Derselbe hatte sich kurz vor seinem Ende noch einmal hinausschaffen lassen, um seine Karenen in ihrer Waldesheimat zu besuchen. Am Ufer eines schönen Waldstromes, am Fuße lieblicher Höhen waren an hundert

Karenen versammelt, von denen die Hälfte auf die Taufe wartete. Das war ein schöner Feierabend für die Missionsthätigkeit Boardmans. An seinem Sterbelager, er war immer schwächer geworden, empfingen eine große Schar Karenen die heilige Taufe. Als die erhebende Feier vorüber war, rief der todesmatte Missionar aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ Dieses Wort des greisen Simeon sollte auch sein Schwanenlied werden. Er starb am nächsten Tage auf dem Schiffe, das ihn nach Tawoy zurückbringen sollte, im Alter von 30 Jahren am 11. Februar 1831, sanft und selig, ein frommer und getreuer Knecht, den Gott über viel setzen wird. Dem Ko Tha Bju mochte aber zu Mute sein, wie einst dem Elisa beim Abschied des Elias.

Während er bisher meist in der Nähe des Missionars thätig gewesen war, ging er von jetzt ab selbständiger vor. Dabei hielt er sich aber in den Schranken, die ihm durch seine Gaben gezogen waren. Er war Evangelist im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Einladung seines himmlischen Herrn auszutragen, betrachtete er als seine wichtigste Aufgabe. Auch die Heiden aus ihrem Stumpfsinn und ihrer Sicherheit aufzuschrecken, war seine Predigt ganz geeignet. Dagegen blieb es den weißen Missionaren überlassen, bei den Erweckten die Erkenntnis zu fördern und zu vertiefen.

Nun machte sich Ko Tha Bju auf, um zu den weiter nördlich wohnenden Karenen im eigentlichen Barma zu gehen, und auch hier wieder zeigte sich großer Erfolg, wenn auch bei denen, welche Buddhisten geworden waren, größerer Widerstand zu überwinden war. In einem Missionsberichte lesen wir: „Wir haben guten Grund zu glauben, daß das Werk unter den Karenen sich als echt erweist, wenn Widerstand ein Beweis dafür ist. Der Teufel ist gewaltig auf und mustert seine Kräfte. Was

der Ausgang dieſes Kampfes ſein wird, wiſſen wir nicht. Aber diejenigen, welche geſtern getauft wurden, ſagten, wenn der barmaniſche Gouverneur einen Befehl ausgehen ließe, man ſolle ihnen die Köpfe abſchneiden, ſo möge er ſie abſchneiden; ſie glaubten an Jeſum, und wenn ſie getötet würden, ſo gingen ſie dahin, wo Jeſus iſt, und würden glücklich ſein.“ Weiter wird berichtet: „Wir haben den beſten Grund, zu hoffen, daß das gute Werk des heiligen Geiſtes unter den Karenen gedeiht. Das Haus Ko Tha Bjus iſt gedrängt voll von Zuhörern vom Morgen bis in die Nacht. Er fürchtet nur, er werde demnächſt zuſammenbrechen. Den ganzen langen Tag kamen und gingen einzelne Haufen, und er war vom Morgen bis an den Abend mit Predigen in Anſpruch genommen. Aus verſchiedenen Teilen des Landes waren ſie gekommen von Stämmen, die ihm völlig unbekannt waren. Viele bitten dringend, Ko Tha Bju oder andere Karenenlehrer möchten doch zu ihnen kommen, um ſie leſen zu lehren und ihnen das Evangelium zu predigen.“

Liebe Miſſionsfreunde, geht uns da nicht das Herz auf, wenn wir die fröhlichen Ernteausſichten ſchauen; wie drüben in Hinterindien die wilden Karenen hören auf das Locken des guten Hirten und ſich von ihm führen und weiden laſſen wollen? „Nun, unſer Gott, wir danken dir, und rühmen den Namen deiner Herrlichkeit.“ (1. Chron. 30, 13.)

Die Regung und Bewegung der Geiſter konnte auf Seiten der Heiden nicht unbeachtet bleiben und forderte deren Widerſpruch heraus. Wie ſich früher in Rangun die Eiferſucht der buddhiſtiſchen Prieſter und Beamten fühlbar zeigte, ſo brach auch hier ein ähnlicher Haß hervor, aber nur noch gewaltſamer, als zu jener Zeit. Im Jahre 1835 wurde ein Barmanengehilfe, Ko Saulon, eingekerkert, ſchwer mißhandelt und ihm bei Todesſtrafe geboten, ſeinen Glauben abzuthun. Er blieb ſtandhaft. Seine ganze Habe wurde ihm weggenommen. Er

blieb trotzdem fest und hat so ausgehalten und Glauben gehalten bis zum Ende! Wie ihm, so erging es verschiedenen christlichen Karenen. In einem andern Orte wurde jeder Christ mit einer bei der allgemeinen Armut fast unaufbringlichen Geldstrafe von 150 Mark bestraft; allein keiner fiel ab. Selbstverständlich kamen nun die Karenen seltener in die Städte und größeren Ortschaften, und die daselbst etwa gewesen waren, zogen sich wieder in ihre Berge zurück und trugen so den Samen des göttlichen Wortes immer weiter. Das, was die Menschen böse zu machen gedachten, schlug also zum Besten des Evangeliums aus. Es ging wie bei der Zerstreuung der ersten Christen in Judäa und Samaria (Apgesch 8, 4). Auch Ko Tha Byu entfernte sich auf Bitten seiner Mitgläubigen vom Herde der Verfolgung. Er sammelte während dieser Zeit eine große Karenengemeinde in Pegu.

Der Mann war ein geborner Evangelist. Ohne jede wissenschaftliche Bildung vermochte er doch durch die Innigkeit seines Glaubens, durch das Feuer seiner Überzeugung das, was ihn erfüllte und bewegte, in einfacher, aber ausdrucksvoller Weise auszusprechen. Christus der Gekreuzigte war das Thema seiner Predigt. Ohne zu predigen konnte er gar nicht leben. Predigen ging ihm über alles. Ein Missionar schreibt von ihm: „Er achtete nicht nur alles für Verlust und Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Jesu Christi; es war auch seine Speise und sein Trank, diese Erkenntnis anderen mitzuteilen. Deshalb wünschte er zu leben, und ohne dieses schien ihm das Leben nicht lebenswert. Das offenbarte sich, als er einst mit einem der Missionare zu Maulmein in einem Boote ausfuhr und sie in augenscheinliche Lebensgefahr gerieten. Nicht das war sein großer Kummer, daß er nun seine Frau, seine Kinder, seine Freunde nimmer sehen oder ein nasses Grab finden sollte; auch schrie er Gott nicht um Erbarmen für seine Seele an,

wußte er doch, daß dieſe gerettet war; — ſein einziger Ruf war: „Lehrer, wir werden alle ertrinken, und ich werde nie wieder den Karenen das Wort Gottes predigen!“

Ohne müde zu werden zeugte er von dem, was ſein Herz erfüllte, und verlor ſich oft ſo in ſeine Betrachtungen, daß er nicht merkte, wenn bei den Heidenpredigten nach und nach ſeine Zuhörer ihn verließen. Er fürchtete ſich vor niemandem. Mochten die Barmanenprieſter noch ſo gelehrt ſein, er griff kühn ihren Unglauben an, und ſie mußten vor dem ungelehrten, verachteten Karenen weichen. An ihm bezeugte ſich des Apoſtels Wort: „Die göttliche Thorheit iſt weiſer, denn die Menſchen ſind; und die göttliche Schwachheit iſt ſtärker, denn die Menſchen ſind“ (1. Kor. 1, 25).

Ko Tha Bju verſtand es, die Herzen der Höchſten und Reichſten wie der Ärmſten zu rühren und zu bewegen. Wie kräftig und lieblich zugleich klingt es, wenn er in einer Anſprache ſagt: „Alles iſt elend in dieſer Welt. Krankheit und Schmerz, Angſt und Furcht, Krieg und Blutvergießen, Alter und Tod umgeben uns auf allen Seiten. Aber hört! Gott ſpricht von oben her: „Warum ſucht ihr Behagen und Glückſeligkeit in dieſem elenden Dorfe der Sterblichkeit, in dieſem Dickicht von Hecken und Dornen? Sehet auf zu mir, ich will euch erlöſen und euch Ruhe geben an einem Orte, da ihr ewig ſollt geſegnet und glücklich ſein.“

In den Dingen dieſer Welt, des geſchäftlichen Verkehrs und Lebens war er ganz unbewandert und faſt einem Kinde gleich. So ſchlug er einmal, weil er kurzſichtig wurde, einem Miſſionar allen Ernſtes vor, die Bibel in Buchſtaben drucken zu laſſen, welche ſo groß waren, wie das ganze Titelblatt der barmaniſchen Bibel. Auch bat er ein andermal den Miſſionar, er ſolle die Engländer auffordern, mit Waffengewalt Rangun und die ganze Umgegend zu beſetzen, damit er, Ko Tha Bju, ungehindert predigen könne.

Und doch, welch ein Segen ist von diesem Kinde des Lichtes ausgegangen. Ein passenderes Urteil kann über ihn nicht gefällt werden, als aus dem Munde eines Missionars: „Ko Tha Bju war ein unwissender und einfältiger Mann, dennoch hat er mehr Gutes gethan, als wir alle, denn Gott war mit ihm.“ Was ihm hauptsächlich Kraft zur Arbeit gab, war das Gebet. Mit Gebet rang er auch danach, das alte heidnische Wesen an sich und in sich zu überwinden. Mit Jähzorn und plötzlich hervorbrechender Heftigkeit hatte er Zeit seines Lebens zu kämpfen.

Bis in das Jahr 1840 wurde er vom Herrn gewürdigt, im Weinberge zu arbeiten. Nach seinen großen Missionsreisen in seine Heimat zurückgekehrt, rüstete er sich zur letzten Reise in die ewige Heimat. Am 9. September 1840 verschied er nach schmerzlichem Krankenlager. „Lehrer, Gott wird mich bewahren.“ Das war die stete Antwort, die er seinem Pfleger auf dessen teilnehmende Fragen gab. Was Paulus dem Timotheus schreibt, hat auch Ko Tha Bju erfahren: „Ich bin gewiß, daß er mir kann meine Beilage bewahren bis an jenen Tag!“ (2. Tim. 1, 12). „Ja, der Herr bewahret die Seelen seiner Heiligen“ (Ps. 97, 10).

Im Jahre 1828 war Ko Tha Bju getauft worden. 12 Jahre später zählte man in verschiedenen Gemeinden bereits 1270 Christen aus den Karenen, die würdiglich dem Evangelio wandelten. Missionar Mason besuchte einmal eine Niederlassung der Karenen, wo der thatkräftige Evangelist allein thätig gewesen war und seine Landsleute bekehrt hatte. Was Mason da empfunden und ausgesprochen, verdient als ein ehrenvoller Nachruf für den seligen Karenenprediger hier erwähnt zu werden: „Nicht länger rufe ich: wie schrecklich das Heidentum! Nein, wie gesegnet die Mission! Ich schreibe nicht mehr aus einem heidnischen Orte. Das Heidentum ist von dieser Gegend geflohen. Ich esse Reis und Yams und Früchte, von Christenhand gebaut.

Ich blicke auf Fluren der Chriſten hin, und keine anderen Wohnungen ſehe ich, als von chriſtlichen Familien bewohnte. Ich ſitze hier inmitten eines chriſtlichen Dorfes, umgeben von Leuten, die wie Chriſten leben, wie Chriſten reden, wie Chriſten handeln und wie Chriſten ausſehen. Für neugierige Reiſende, die ſich für irgend einen Waſſerfall oder Flußdurchbruch begeiſtern können, wäre es wohl der Mühe wert, eine Reiſe um die Erde zu unternehmen, um einen Sonntag in dieſem Thale zuzubringen."

Ko Tha Byu war ein Lehrer des Volkes von Gottes Gnaden, und die herrliche Verheißung, die der Prophet Daniel ausſpricht, wird ihm voll zu teil werden: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, ſo viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich" (Daniel 12, 3).

Wirkt aber das Beiſpiel dieſes unermüdlichen Arbeiters im Dienſte des Reiches Gottes nicht beſchämend auf uns? Kaum hatte er die Süßigkeit des Evangeliums zu ſchmecken angefangen, ſo war er auch unabläſſig bemüht, andern die frohe Botſchaft zu bringen und das ihm Geſchenkte weiterzugeben. Wie ein Paulus hat er ſein Amt geprieſen: „Ob er möchte die, ſo ſein Fleiſch ſind, zu eifern reizen und etliche ſelig machen" (Röm. 11, 14). Wir aber, die wir die Segnungen des Evangeliums nun ſchon ſeit langen Jahrhunderten haben und uns ein Leben ohne die Botſchaft von Chriſto gar nicht vorſtellen können, wir ſind ſo träge und läſſig in der Erfüllung unſrer Miſſionspflicht, laſſen alles ruhig ſeinen Weg gehen und denken, es wird ſich ſchon ohne uns machen! Ja gewiß; es wird auch ohne uns gehen. Hätte der Herr auf unſre Hilfe warten wollen, wo wäre das Evangelium an die Heiden in den verſchiedenen Weltteilen geblieben? Liebe Miſſionsfreunde, werdet doch thätiger, eifriger! Bedenket, „daß die Heiden Miterben ſind und mit einverleibt

und Mitgenossen seiner Verheißung in Christo, durch das Evangelium“ (Eph. 3, 6).

Ach, Meister, wir sehn es ja deutlich vor Augen,
Daß Rennen und Laufen nicht helfen noch taugen,
Wenn du nicht von oben die Herzen bewegest,
Und selber dein Eigentum warteſt und pflegeſt.
Wir faſſen dich aber, du ewige Liebe,
Bei deinem Erbarmen und brünſtigen Triebe,
Bei deinem ſo reichlich vergoſſenen Blute;
Das kommt ja der ſämtlichen Herde zu gute.
Du ewiger Fels, du beſtändige Treue,
Wir glauben nicht, daß dich dein Anfang gereue.
Denn was du erſt anfängſt, das willſt du vollenden,
So ziemt es den weiſen und gnädigen Händen.

Amen.

---

5. Die Freudenernte unter den Karenen.

Im Pſalmbuch leſen wir die Verheißung: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten“ (Pſ. 126, 5). Die Miſſionsgeſchichte iſt voll von Beſtätigungen für dieſes Bibelwort. Auch die amerikaniſche Baptiſten-Miſſionsgeſellſchaft hat es erfahren. Auf die ſchweren Anfänge in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts iſt eine über Erwarten reich geſegnete Ernte in der zweiten Hälfte gefolgt. Von der hinterindiſchen Miſſion im allgemeinen kann das allerdings nicht geſagt werden. Die Predigt des Evangeliums unter den Barmanen bleibt zwar nicht ohne Frucht, aber es geht damit kaum ſchneller, als auf irgend einem andern Felde der Heidenmiſſion. Dagegen macht das Werk unter den Karenen ungeahnte Fortſchritte.

Ko Tha Bju, der als die erſte Frucht und zugleich als der Säemann der Miſſion unter den Karenen daſteht, hatte die Blicke der Miſſionsgeſellſchaft auf ſeine im ganzen Barmanenreiche verſtreut lebenden Volksgenoſſen gelenkt. Das erſchien den amerikaniſchen Miſſionaren wie ein göttlicher Fingerzeig, einen Teil ihrer Kräfte ganz auf die Bekehrung des Karenenvolkes zu verwenden. Die Nachfolger Judſons kamen ja alle mehr oder weniger mit ihm in Berührung, es laſſen ſich aber in der Folgezeit zwei getrennt liegende Arbeitsfelder der Karenenmiſſion unterſcheiden, wo die Glaubensboten es mit geſchloſſenen Haufen dieſes Volkes zu thun hatten: im Süden die Umgebung von Tawoy, im Norden die Landſchaft Pegu und zwar hauptſächlich deren ſüdweſtlicher Teil Baſſein im Mündungsgebiet des Irawadi. Erſt ſpäter, als ganz Unterbarma unter engliſchen Einfluß kam, entfaltete man auch eine lebhaftere Thätigkeit unter den Karenen im Thale des Sittang bei Taungu. Es ſind in dieſem Zweige eine ganze Reihe tüchtiger amerikaniſcher Miſſionare thätig geweſen. Wir nennen unter den Arbeitern im Süden nur die drei hervorragendſten. Boardman, Wade und Maſon. Beſonders der an zweiter Stelle genannte Wade hat eine lange reichgeſegnete Thätigkeit entfaltet; er iſt faſt ein halbes Jahrhundert hier thätig geweſen. Im nördlichen Gebiet aber verdient Miſſionar Abbott mit Auszeichnung genannt zu werden als einer, der Jahre lang zu kämpfen und zu ringen hatte, ehe er dieſen Zweig der Karenenmiſſion zu geſicherter Entwicklung brachte.

Bis zum zweiten barmaniſchen Kriege (1852) lagen dieſer ganzen Miſſion beſondere Schwierigkeiten im Wege. Die Engländer hatten bis dahin nur an den Küſten von Arakan und Tenaſſerim feſten Fuß gefaßt. Wegen der Spannung, die zwiſchen ihnen und dem Barmanenreiche beſtand, wurden die Eingeborenen, die mit der Miſſion in Verbindung traten, von

Seiten der heidnischen Regierung halb und halb als Überläufer angesehen. Wenn man auch die fremden Missionare in der Nähe der englischen Niederlassungen nicht gerade an Leib und Leben zu schädigen wagte, auf die eigenen Volksgenossen brauchte man keine Rücksicht zu nehmen. Besonders schlecht ging es den Christen aus den Karenen, die sowieso als Unterthanen zweiter Klasse behandelt zu werden pflegten. Besonders schwierig gestaltete sich in dieser Hinsicht der Anfang der später reich gesegneten Mission in Bassein. Missionar Abbott, der dort wirkte, hatte seinen Sitz zuerst in Rangun und fand mit der Predigt des Evangeliums unter den Karenen im Delta des Irawadi eine begeisterte Aufnahme. Wie gern hätte er sich schon 1836 bei ihnen niedergelassen! Aber die barmanische Regierung war damals noch zu mächtig, er mußte sich, um ungehindert mit den Karenen verkehren zu können, nach dem englischen Arakan begeben, wo das an der Küste gelegene Sandoway sein Standquartier wurde. Hierher kamen die durch eingeborene Prediger erweckten Karenen, wenn sie getauft sein wollten, hier errichtete der eifrige Missionar eine Evangelistenschule; von hier aus unternahm er von Zeit zu Zeit Reisen hinüber ins barmanische Gebiet, um zu erkunden, ob die Duldung des Christentums nicht Fortschritte mache. Aber 15 Jahre lang empfing er auf die Frage: Hüter, ist die Nacht schier hin? von seinen treuen eingeborenen Gehülfen, unter denen sich Myat Kyau, Twä-Po und Thah-Gay besonders auszeichneten, die durch Wunden und Striemen illustrierte Antwort, daß auf eine friedliche Entwickelung der Karenenkirche nicht zu rechnen wäre, solange der heidnische Herrscher im Besitz des Landes sei. Erst mit dem Friedensschluß 1854 fielen die Schranken, sodaß nun Bassein zum Mittelpunkt der Missionsbestrebungen gemacht werden konnte. Da dieser politische Fortschritt auch dem südlichen Zweige der Karenenmission zu gute kam, kann man von

dieſem Jahre an die eigentliche Blütezeit der Karenenmiſſion rechnen. Damit ſoll freilich nicht geſagt ſein, daß die ſchönſten Erfolge erſt jetzt begonnen hätten. Im Gegenteil. Gerade in der Zeit des äußeren Druckes hat das Evangelium, mochte es nun durch den Mund weißer Miſſionare oder brauner Evangeliſten weitergetragen werden, ſeine herrlichſten Triumphe gefeiert. Aber eine gründliche Pflege der Getauften war doch erſt möglich, als die politiſchen Hinderniſſe fielen, und die großen Zahlenerfolge datieren ſeit dieſer Zeit.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir die Thätigkeit der genannten Miſſionare, die in den letzten 50 Jahren die Arbeit unter den Karenen geleitet haben, im einzelnen darſtellen. Ihre Geſchichte iſt reich an wahrhaft erbaulichen Zügen. Wer gern ſehen möchte, wie in der Gegenwart ein ganzes heidniſches Volk in die Bitte jener Griechen an die Jünger Jeſu einſtimmt: „Wir möchten Jeſum gerne ſehen," dem kann man nur raten, ſich einmal in alle Einzelheiten der Karenenmiſſion zu vertiefen*). Wir müſſen uns hier mit einigen kleinen Ausſchnitten begnügen, die wir bald dem ſüdlichen, bald dem nördlichen Arbeitsfelde entnehmen.

Als die amerikaniſchen Miſſionare die Thätigkeit unter den Karenen aufnahmen, galt es, zuerſt wieder Sprachſtudien zu machen. Hatte Judſon aber ſeiner Zeit ſchon eine ſchwierige Aufgabe gehabt, das Barmaniſche zu lernen, ſo war das beim Kareniſchen noch viel mühſamer. Wenn wir in Europa etwa eine fremde Sprache lernen wollen, Lateiniſch oder Griechiſch, Franzöſiſch oder Engliſch, ſo nehmen wir ein entſprechendes Lehrbuch zur Hand und fangen an zu ſtudieren. Dort bei den Karenen gab es noch gar keine Grammatik, ja nicht einmal

*) Siehe Basler Miſſionsmagazin 1864 und 1889, Allgem. Miſſionszeitſchrift 1879.

den Sprachlauten entsprechende Schriftzeichen. Das mußte alles erst von den Missionaren ersonnen, geschafft und vorbereitet werden! An solche Art der Missionsarbeit denken wir in der Regel gar nicht, und doch ist gerade dies das erste und schwerste, was von den Missionaren gethan werden muß.

Eine eigentümliche Erscheinung konnte bald bei den Karenen bemerkt werden. Überaus lernbegierig lasen sie eifrig alle Schriften, die ihnen in ihrer Sprache zugänglich gemacht wurden; und das hat ungemein viel zu dem großen Missionserfolge unter ihnen beigetragen. Wade und Mason waren einmal in ein Karenendorf gekommen. Nachdem die Bewohner ihre anfängliche Scheu vor den Weißen überwunden, fragten sie endlich die weißen Männer, ob sie Gottes Buch mitgebracht hätten. Die Missionare erklärten, sie hätten Gottes Buch wohl, aber es sei in der Sprache der Fremden geschrieben und zum Teil in der barmanischen. Ob sie wohl diese verständen? Das verneinten sie und baten, die Missionare möchten es ihnen doch karenisch sagen. Das kann ich nicht, sagte Mason, aber ich will denen, die mich gesandt haben, schreiben, daß sie euch einen Lehrer senden, der eure Sprache lernt und euch das Wort Gottes in eurer Sprache bringen wird. Aber ihr müßt dann auch tüchtig lesen lernen. Wollt ihr das thun? Ja, das wollen wir, lautete die entscheidende Antwort. „O wehe," rief ein 70 jähriger Greis, „dann wird es nicht noch in meinen Tagen geschehen." Liebe Missionsfreunde! Solchen Eifer um das Wort Gottes zeigten heidnische Karenen! Ist das nicht eine Anklage gegen so viele Christen, die die heilige Schrift von Kindheit auf haben und dieselbe vielleicht nach ihrer Schulzeit nicht wieder ansehen? Bei den Karenen erfüllte sich das prophetische Wort: „Siehe, es kommt die Zeit, da ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot, oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Worte des Herrn." (Amos 8, 11.)

Daß ſolches Verlangen nach Gottes Wort den Eifer der Miſſionare noch mehr anſpornte, läßt ſich denken, und im Jahre 1843 war das Neue Teſtament und acht Jahre ſpäter, 1851, die ganze heilige Schrift ins Kareniſche überſetzt. Dies Verdienſt gebührt den im Süden arbeitenden Miſſionaren Wade und Maſon, welche die ungünſtige politiſche Lage, die ſie zum Ausharren an der Küſte zwang, zu dieſer ſchriftſtelleriſchen Arbeit benutzten. Als ihre Gehülfen bei dem wichtigen Werke ſind zwei Eingeborne zu nennen: in erſter Linie Sa Quala, der ihnen die obenerwähnten bemerkenswerten Überlieferungen ſeines Volkes aufgeſchrieben hatte und ein eifriger Evangeliſt geworden war, und ein Gehülfe, namens Schapau. Sie ſorgten auch für weitere kareniſche Litteratur. Seit 1842 erſchien ſogar eine Monatsſchrift in kareniſcher Sprache mit dem ſchönen Titel: „Der Morgenſtern“. Welch ein Fortſchritt, ſeitdem Judſon 1814 in Rangun gelandet, ſeitdem der erſte Karene 1828 getauft war!

Weil die Schritte der Miſſionare von den barmaniſchen Beamten ſo argwöhniſch überwacht wurden, blieb nichts anderes übrig, als an geſicherten Plätzen Seminare für Prediger aus den Eingeborenen anzulegen und auf dieſe Weiſe die Wirkung der Predigt zu vervielfältigen. Aus dem Notbehelf ſollte aber ein beſonderer Vorzug der Karenenmiſſion werden. An drei Orten entſtanden ſolche Evangeliſtenſchulen: in Tawoy, Sandoway und zuletzt in einer Vorſtadt von Rangun. Von welcher Bedeutung ſie waren und wie fleißig darin gearbeitet wurde, erſieht man aus folgendem Zeugnis über eine derſelben: „Unter der unermüdlichen Arbeit des Direktors und andrer in dieſem Werke thätiger Miſſionare iſt eine Schaar eingeborener Prediger und Lehrer herangezogen worden, die mit der Waffenrüſtung Gottes umgürtet zu ſein ſcheint und bereit iſt, nicht nur die bereits bekehrten Gemeinden zu höherer Tüchtigkeit und

größerem Segenseinflusse emporzuführen, sondern das Evangelium auch zu ihren umnachteten Landsleuten in die Länder zu tragen, wohin Christi Name bis dahin noch nicht gedrungen.“ Geradezu überraschend war der Lerneifer, der Wissensdurst der jungen Nationalgehülfen. Mason schreibt darüber: „Kein Zug in unserem Werk unter den Karenen scheint mir so vielversprechend, wie die brennende Begierde, mit welcher die jungen Prediger Belehrung über biblische Gegenstände suchen. Während der drei oder vier letzten mit unsern Versammlungen vollbrachten Wochen waren, selbst wenn ich mich zum Essen niedersetzte, stets mehrere um mich her, welche Aufklärung über schwierige Bibelstellen von mir verlangten. Machte ich abends einen Ausflug in den Wald, so folgte mir auf jedem Schritt ein langer Wanderzug von Fragenden. Bisweilen setzte ich mich, um ein wenig zu ruhen, auf einen die Ebene überragenden Granitfelsen; alsbald läßt sich im Kreise um mich eine Schar junger Männer nieder, ihr Testament aufschlagend und mich über diese oder jene Stelle fragend, die ihnen schwer verständlich scheint. Einer zeigt sich verlegen über Petri Ausspruch: ‚David ist nicht gen Himmel gefahren.‘ „David, welcher die Psalmen schrieb,“ bemerkte er, „ist sicher in den Himmel gegangen. Oder gab es zwei David?“ Oft, wenn ich mich schlafen lege, höre ich die jungen Lehrer die älteren fragen über die Bedeutung dieses und jenes Spruches, dieser und jener Beweisstelle, über die sie unterrichtet worden sind. Auf diese Weise gelangt die einem mitgeteilte Erkenntnis zu zehn, zwanzig und dreißig anderen; und meine Theologenschule dehnt sich so weit aus, als die Provinz selber, und ihre Zöglinge sind so zahlreich, als die Prediger innerhalb ihrer Grenzmarken. Auf diesem, die gewöhnliche Bahn verlassenden Wege, lernen nicht wenige, ohne ihre eigentlichen Arbeiten zu unterbrechen, mehr, als viele von jenen, die hinter Mauern unter einem halben

Dutzend Professoren ihre Studienlaufbahn vollenden. Zudem ist es eine unleugbare Thatsache, daß, wenn wir einen Mann für eine Station bedürfen, welche wirkliche Selbstverleugnung erfordert, so ist es nicht der, welcher die gewöhnliche Bahn durchlaufen, sondern einer aus diesen irregulären Truppen. Das sind die Männer, die alle unsre neuen Stationen, die eigentlichen Außenstationen des Königreiches Christi, besetzen, dies die Männer, deren Arbeit Gott so auffallend segnet. Sie sind die Blüte der Gemeinden."

Und wie opferwillig waren diese Männer, in denen das Feuer der ersten Liebe brannte. Als es sich einst darum handelte, einem fernwohnenden wilden Karenenstamme einen Lehrer zu senden, fragte Mason in einer Versammlung, wer wohl dazu geneigt sei. Der schon erwähnte Schapau meldete sich dazu. Er wurde gefragt, ob er bereit sei, Weib, Kinder, Freunde zu verlassen und zu jenen wilden Karenen zu gehen; ferner, ob er gewillt sei, nur für 4 Rupien monatlich zu arbeiten, denn mehr könne die Missionsgesellschaft nicht geben. Schapau wurde nachdenklich und ging eine Weile fort. Als er wieder kam, sagte er: „Für 4 Rupien kann ich nicht gehen, aber für die Liebe Christi kann ich gehen." Wie beschämt diese Antwort so viele Christen, die gar keinen Opfersinn zu haben scheinen, wenn man etwas für die Mission von ihnen verlangt!

Wir haben oben gesagt, daß Ko Tha Byu eine einzigartige Stellung eingenommen habe. Das ist aber nur so zu verstehen, daß er als der erste Karenenprediger zu einer Zeit hervortrat, wo sich noch kein einziger weißer Missionar ernstlich um die Karenen gekümmert hatte. In dieser zweiten Periode begegnen wir schon einer ganzen Anzahl ähnlicher Gestalten. Man höre z. B. was Missionar Abbott über seinen Gehülfen Tway Po urteilt, den er im Verein mit Myat Kyau im Jahre 1842 zu

Sandoway ordinierte. Er gab ihm nach seinem Tode folgenden Nachruf: „Er war der Genosse meiner Missionsarbeit auf Reisen, in Krankheit, in Sorgen, bei Tag und Nacht. Er war mein Ratgeber in allen Fragen der Organisation und Disziplin der Karenenkirchen. Er erfaßte die großen Wahrheiten des Evangeliums, das Geheimnis der Erlösung mit einer auch in Christenländern selten übertroffenen Klarheit und Kraft. Sein unantastbarer Charakter, als eines Mannes des Gebets und gänzlicher Hingabe an die Sache Christi, seine Lehrgabe, seine Güte, sein gesundes Urteil, sein weiser Rat, seine Gabe zu regieren, sein Ruf, hochgeachtet auch bei den Draußenstehenden, seine Milde und Demut, die ihn kleideten wie ein schönes Gewand, alles empfahl ihn für das geistliche Amt. Tway Po wuchs an Weisheit und Erkenntnis und in seiner Brauchbarkeit als Pastor. Er besaß mein ganzes Vertrauen und gewann bald Zutrauen und Liebe nicht bloß in seiner Gemeinde, sondern bei allen Gemeinden und Predigern der Karenen. Bei meinem ersten Scheiden aus Barma 1845 verließ ich mich auf ihn als Stellvertreter. Während meiner Abwesenheit taufte er und Myat Kyau Hunderte, sie gründeten Gemeinden und ordneten ihnen Prediger und Lehrer so gut, wie wenn ich es selbst gethan hätte. Myat Kyau mußte man achten und schätzen, Tway Po auch lieben. Beide waren Männer von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und unwandelbarer Treue, jeder in seiner Weise der Sache Christi nützlich."

Mag man bei diesem Nachruf auch in Anrechnung setzen, daß er in pietätvollem Gedenken an einen Verstorbenen geschrieben ist, wobei man immer lieber bei den Lichtseiten eines Menschen verweilt, so bleibt doch immer die wunderbare Thatsache bestehen, daß die Karenenmission schon in der ersten Generation so tüchtige eingeborne Geistliche gehabt hat, wie andre von der Mission berührte Völker erst in der dritten und vierten. Der Arbeit

dieſer Männer ſind ohne Zweifel in erſter Linie die ſtaunenswerten Zahlenerfolge zu danken, die uns ſchon in den älteren Jahresberichten entgegentreten. Im Jahre 1847 gab es bereits 3240 Karenenchriſten, und jährlich kamen neue Hunderte dazu.

Eine Eigentümlichkeit der Karenenmiſſion war auch die ſtarke Beteiligung der eben Bekehrten an der Evangeliſation. Die chriſtliche Predigt ging wie ein Lauffeuer durch zahlreiche kareniſche Dörfer. Ja die Bewegung ergriff zuweilen ganze Ortſchaften, die nur von ferne etwas über das Chriſtentum gehört hatten. Sie begannen auch chriſtliche Gottesdienſte zu halten, wobei freilich heidniſche und chriſtliche Anſchauungen wunderlich durcheinander gingen. Ein Karene, der ſpäter Paſtor wurde, erzählt einmal davon: „Wir hatten gehört, daß es ein kleines Buch gebe, das von Gott rede und von der Weiſe, wie ihm zu dienen ſei. Wir wünſchten es zu ſehen, berieten uns darüber, und als es uns geglückt war, eins zu bekommen, beſahen wir es, einer nach dem andern, fanden es ſehr hübſch, hielten es zwiſchen unſeren Händen in die Höhe, beteten es an und ſagten zum Buch: „O Herr, o Herr!“ Wir dachten, Gott ſei im Buche. Nach und nach lernten wir aus dem Buche, daß wir keine Götzen verehren ſollten und daß Gott im Himmel ſei, nicht im Buche. Da kamen wir denn zuſammen und beteten ihn auf folgende Weiſe an. Wir nahmen jeder ſeinen Turban ab und warfen ſie auf einen Haufen in unſre Mitte. Dann zogen wir unſer langes Haar über die Stirn herab, und nun betete einer, dann der andre und ſo fort, bis jeder dreimal gebetet hatte. Wir dachten auch, wenn wir beteten, bis die Thränen herabtropften, daß ein großes Verdienſt darin läge. Biſſen uns die Moskitos, während wir im Gebet waren, ſo hielten wir es für ein Verdienſt, wenn wir ſie beißen ließen, ohne ſie zu verſcheuchen. Sie biſſen uns, bis unſre Leiber voll Wunden waren.“ Der Paſtor beſchreibt dann weiter, wie ſie

ſtatt Feſte zu Ehren der Nats (Dämonen) zu veranſtalten, Gaſtmähler zu Ehren Gottes abhielten. Der Gaſtgeber lud Nachbarn und Freunde dazu ein. Hatten ſie im Eſſen ihr möglichſtes geleiſtet, ſo gab er jedem noch eine Portion mit heim und ſagte dabei: „Wir bringen unſerm Herrn Gott ein Opfer dar.“ Auch darin ſahen ſie ein verdienſtliches Werk.

Bei einer ſolchen ſchwärmeriſchen und unklaren Auffaſſung des Chriſtentums waren nüchterne Miſſionare mit feſten kirchlichen Grundſätzen dringend nötig. Denn auch die eingeborenen Paſtoren hatten bei aller ihrer trefflichen Herzensſtellung doch nicht immer die Gabe, die Geiſter zu unterſcheiden und das Schwärmeriſche von der Bewegung abzuſtreifen. Man verſteht in dieſem Zuſammenhang erſt recht die von Miſſionar Abbott immer und immer wieder erhobene Klage: „Die Ernte iſt groß, aber der Arbeiter ſind wenige.“ Gerade auf ſeinem nördlichen Arbeitsfelde in Baſſein drängten ſich die Karenen in großer Zahl zur Taufe, zumal als nach Beendigung des zweiten Krieges die ganze Pegulandſchaft volle Religionsfreiheit erlangt hatte; und doch erhielt er ſo ſpärliche Unterſtützung von ſeinen Landsleuten.

Wenn ſchon auf jedem Arbeitsfelde der Heidenmiſſion große Vorſicht geboten iſt bei Anſtellung eingeborener Gehilfen, zumal wenn man ihnen eine ziemlich große Selbſtändigkeit einräumen muß, ſo iſt dieſelbe unter einem ſo empfänglichen Volke, wie bei den Karenen, das ſozuſagen im Sturm chriſtianiſiert wird, ganz beſonders nötig. Es iſt ein gutes Zeichen für die gewiſſenhafte treue Arbeit der Baptiſtenmiſſionare, daß ſie dieſe ſchwierige Aufgabe in glücklicher Weiſe gelöſt haben. Die Karenenkirche, in der jetzt viele Zehntauſende gezählt werden, hat ſich im Großen und Ganzen in geſunder Weiſe entwickelt und ihre Kinderkrankheiten glücklich überſtanden.

Ein Miſſionar ſchildert den Unterſchied zwiſchen dem heidniſchen Weſen, das in der ſchon oft genannten Stadt Tawoy

herrſcht, und dem chriſtlichen Leben draußen im Dſchangel, d. h. in der Wildnis. Er ſchreibt: „Während der 7 Monate, die ſeit unſrer Ankunft in Tawoy verfloſſen, waren wir gleichſam in dieſer Stadt eingeſperrt. Ach, hier ſcheint die Menge ſo verſeſſen auf ihre Götzen, wie wenn niemals ein Miſſionar dieſe Küſten betreten hätte. Aber als wir den Dſchangel beſuchten, kamen wir vom Anblick der Götzen und dem Tumulte ihrer Verehrer in die Stille chriſtlicher Dörfer, wo wir anſtatt ſchimmernder Tempel beſcheidene Kapellen fanden, in welchen ſtatt der Götzen und der mit Flittergold beſtreuten oder von Weihrauch dampfenden Altäre einfach gearbeitete Tiſche ſtehen mit der heiligen Schrift und dem Geſangbuche darauf. Statt gequält zu werden von dem zu Ehren Gaudamas ertönenden fürchterlichen Klange der Inſtrumente, vereinen wir uns mit einem glücklichen Volke in ſeinen Lobgeſängen auf Chriſtum. Das hat Gott gethan!“ Ein anderer Miſſionar ſchildert begeiſtert, wie die Leute in einem Dorfe einen förmlichen Heißhunger nach Gottes Wort zeigten und wie ſie ſo liebliche Lieder ſangen. In ihrem Singen herrſche ein Wohlklang und eine Weichheit, wie man ſie ſelten finde. Maſon hörte einmal des Nachts, wie Frauen mit einander ſangen und ihre Lieder ſelbſt erfanden. Unter anderem ſangen ſie:

„Wenn wir Jeſum Chriſtum kennen,
Sind erlöſt wir von den Sünden,
Wer nur Jeſum Chriſtum kennet,
Iſt erlöſt von ſeinen Sünden.
Auf der ganzen weiten Erde,
Soll kein andrer Gott verehrt ſein,
Durch die ganze weite Erde,
Soll kein andrer Gott verehrt ſein.
Lobt die Offenbarung Gottes,
Rein iſt ſie wie helles Waſſer.
Lobet ſtets die Wahrheit Gottes,
Friſch wie Waſſer, glatt wie Stahl.“

Daß auch die Bruderliebe als schöne Frucht des Glaubens bei ihnen nicht fehlt, wird uns vielfach bezeugt. Hier nur ein Beispiel. In einem neugebildeten Dorfe Mata oder Matamui, das heißt „Stadt der Liebe", haben sich zahlreiche Karenen niedergelassen; da führen sie ein Gemeinschaftsleben von musterhafter Art. Allerlei Anstalten der christlichen Liebe entstehen und gedeihen in ihrer Mitte, so Vereine zur Krankenpflege ꝛc. Sie haben Schulen gebaut, eine Kirche, die 600 Zuhörer faßt. Auch anderen Anforderungen des Evangeliums kommen sie bereitwillig nach. Auf einer Christenversammlung in einem Karenendorfe wurde einmal das Evangelium vorgelesen, das vom jüngsten Gericht handelt, und wo es unter anderem heißt: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besucht!" Das griff den Leuten ans Herz, und andern Tages wurde bemerkt, wie sie zu Kranken gingen und ihnen behilflich waren, woran sie früher nie gedacht. Ja, selbst eine Frau, die samt ihrem Kinde an Aussatz litt, wurde von da an treulich verpflegt.

Ein Opfersinn, wie er in der Missionsgeschichte nur selten zu verzeichnen ist, zeigte sich auch in den Bestrebungen, die junge Karenenkirche sobald als möglich von amerikanischem Gelde unabhängig zu machen. Es war erstaunlich, wie leistungsfähig sich viele der neuen Gemeinden zeigten, wenn es galt, Kirchen zu bauen und eingeborene Pastoren anzustellen. Besonders der wiederholt erwähnte Missionar Abbott in Bassein wußte seinen Christen die Pflicht dafür zu Gemüte zu führen. Er stellte schon um 1850 den Grundsatz auf: „Die Karenen müssen durch Karenenprediger bekehrt werden, die Gemeinden und Pastoren aber sollten sich so bald als irgend möglich von jeder auswärtigen Unterstützung unabhängig machen." Der Missionsgesellschaft gegenüber konnte er sagen, sie brauchten kein Missionsgeld für den Unterhalt der eingeborenen Pastoren aufzuwenden, nur für die gründliche Vorbildung derselben in guten

Seminaren sollten sie Opfer bringen. Beecher, sein Nachfolger im nördlichen Zweig der Karenenmission, hielt streng an diesen Grundsätzen fest und erreichte, daß die Konferenz der eingeborenen Prediger in Naupepeh (1854) sie annahm. Wenn man bedenkt, wie ärmlich es in den meisten Karenendörfern zugeht, muß man diesem Beschluß, mit dem hernach auch Ernst gemacht wurde, alle Anerkennung zollen.

Ja, die eifrigen Karenenchristen gingen noch weiter. Sie beschlossen, von sich aus etwas für ihre heidnischen Landsleute zu thun. Zu diesem Zwecke wurde ein Missionsverein ins Leben gerufen, dessen Leitung ganz in den Händen von Eingeborenen lag, und dessen Wirken den „wilden" Karenen zu Gute kommen sollte. Gleich im ersten Jahre (1851) wurden drei Missionare für sie abgesandt. Dieses Vorgehen der Männer regte auch in den Kreisen christlicher Karenenfrauen einen ähnlichen Eifer an. Bei der großen Missionskonferenz zu London im Jahre 1888 konnte Mrs. Armstrong, die lange Zeit in Hinterindien gewirkt hatte, ihren Schwestern in Europa von einer karenischen Frauenmissionsgesellschaft in Rangun erzählen, die ihre eigenen Bibelfrauen im Lande umherschickt.

Ohne Leiden und Verfolgung sind die christlichen Karenengemeinden natürlich nicht geblieben, das Kreuz ist ja von den Wegen des Glaubens nicht zu trennen. „Gleichwie das Gold durch das Feuer, also werden die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsal bewährt" (Sir. 2, 5). Es hat sich aber bei ihnen auch das andere Wort bestätigt: „Das weiß ich fürwahr, wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröstet und aus der Trübsal erlöset und nach der Züchtigung findet er Gnade" (Tob. 3, 22). Die Karenen mußten schrecklich leiden unter dem harten Barmanenjoche. In ihren Häusern und Kapellen wurden ganze Familien ergriffen, grausam geschlagen, gebunden, Mütter von ihren Kindern getrennt und so

lange in elende Gefängnisse zusammengepfercht, bis sie die Habgier der Beamten befriedigt. Auch fehlte es nicht an Blutzeugen. Ein karenischer Pastor, Thah Gay, fiel in der Erbitterung während des zweiten englisch-barmanischen Krieges der heidnischen Wut zum Opfer. Er wurde mit seinem Sohne und einer Anzahl Gemeindegliedern aus seinem Dorfe fortgeschleppt. Von Tag zu Tag übten seine Peiniger ihre Grausamkeiten an den bedauernswerten Schlachtopfern aus. Sie wurden mit Schwertern und Speeren verwundet, grausam geschlagen, an Bäumen aufgehängt und im letzten Augenblicke wieder herabgelassen, um nach einiger Erholung die fürchterliche Qual noch einmal durchzumachen. Zwei Monate hindurch wiederholte sich Tag für Tag dies langsame Sterben; ein schneller Tod wäre dagegen eine Wonne gewesen. Thah Gay war mit 39 Genossen in einem Kerker zusammengesperrt; sie erhielten täglich gerade so viel Nahrung, daß sie dem Tode des Verhungerns entgingen, um auf einen noch schrecklicheren aufgespart zu werden. Er selbst war mit drei Paar Fesseln angekettet, und in raffinierter Weise waren Bambussplitter so angebracht, daß sie ihn bei jeder Bewegung von oben bis unten ins Fleisch stachen. Schließlich wurde er ans Kreuz geschlagen und auf grausame Weise zu Tode gemartert. Der Herr stand ihm bei, sodaß er treu blieb bis zum letztem Atemzuge. Er hat er die Märtyrerkrone erlangt.

So bietet die Geschichte der Karenenmission eine Fülle erhebender Bilder dar. Es fehlt ja auch in ihr am Schatten nicht, aber die hellen Seiten überwiegen die dunkeln weit. Die Versündigungen kamen hier übrigens nicht von Seiten der Eingeborenen, sondern aus den Reihen der amerikanischen Missionare. Der vorhin erwähnte Beecher in Bassein zerfiel im späteren Verlauf seiner Thätigkeit mit der Missionsgesellschaft, und bedauerlicher Weise fand der so entstandene Riß seine Fortsetzung unter den eingeborenen Christen. Noch bedenklichere

Folgen ſchien die Verirrung der Frau Maſon, der Ehefrau des wiederholt rühmlich erwähnten Miſſionars dieſes Namens haben zu ſollen. Sie verfiel in ſeltſame Schwärmereien, bei denen ſich Heidniſches mit chriſtlichen Vorſtellungen miſchte. Ihr Mann ließ ſich leider auch für einige Zeit davon anſtecken, ſodaß ſie viel Anhang in den Gemeinden fand, die unter Maſons Pflege ſtanden. Dadurch entſtand eine große Verwirrung in den Köpfen. Die baptiſtiſche Miſſionsgeſellſchaft mußte ſich endlich entſchließen, den Miſſionar abzuſetzen, was ihr um ſo ſchwerer wurde, als der Mann in früheren Jahren eine überaus ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltet hatte. Ein Teil der irregeleiteten Eingeborenen ging der Geſellſchaft für alle Zeit verloren und wäre wohl ins Heidentum zurückgeſunken, wenn nicht die engliſche Ausbreitungsgeſellſchaft, die inzwiſchen in das Miſſionsfeld eingetreten war, Gelegenheit zu einer neuen Gemeindegründung gegeben hätte.

Jetzt ſind dieſe Stürme glücklich überſtanden und die gegenwärtige Lage der Karenenmiſſion giebt lediglich zum Loben und Preiſen Anlaß. Über den Stand der Dinge mögen folgende Zahlen, die aus dem Jahre 1895 ſtammen, Aufſchluß geben. Die baptiſtiſche Miſſion hatte da in Barma 25 Hauptſtationen mit 555 Nebenplätzen. An ausländiſchen Miſſionskräften wurden gezählt 47 Miſſionare, 8 Miſſionsärzte und 46 Frauen im Miſſionsdienſt. An eingeborenen Gehilfen aber gab es 163 ordinierte Paſtoren, 469 Evangeliſten, 595 Lehrer und Lehrerinnen. Die Zahl der eingeſchriebenen Gemeindeglieder belief ſich auf 33 636, wenn man aber die Anhänger und regelmäßigen Gottesdienſtbeſucher mitzählt, auf ca. 100 000. Im Jahre 1894 wurden allein 2318 Perſonen getauft. Welch reicher Segen! Nun brauchte man nicht mehr zu fragen: „Hüter, iſt der Tag noch fern?“ In der Geſchichte der Karenenmiſſion leſen wir zwiſchen den Zeilen:

Schon ergrünt es auf den Weiden
Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden.
Blinde Pilger flehn um Licht;
Jesus hält, was er verspricht.
Amen.

---

6. Neue Arbeiter im Weinberge.

Als England auf der westlichen Küste Hinterindiens festen Fuß faßte, begann eine neue Periode der barmanischen Geschichte. Der Herr der Welt hat hier wie an unzähligen andern Stellen des Erdballs die Ländergier der europäischen Völker benutzt, um seine Gedanken, die auf das Heil der Menschen abzielen, durchzuführen. Die Berührungen zwischen den englischen Kolonialbestrebungen und dem barmanischen Reiche begannen bereits im ersten Viertel unsers Jahrhunderts, ungefähr zu derselben Zeit, als Judson den gefahrvollen Vorposten in Rangun bezog. Wir sahen oben, daß damals bereits von Vorderindien aus ein Missionsversuch in Hinterindien unternommen wurde. Nachdem dieses erste Unternehmen aber fehlgeschlagen war, fand sich unter den Christen Englands zunächst niemand, der sich um die Heiden Barmas gekümmert hätte; auch nicht, als im Jahre 1825 der erste barmanische Krieg zu Ende war. Erst nach dem zweiten Waffengange (1852—54), der den Engländern die schöne Pegulandschaft im Mündungsgebiet des Irawadi sicherstellte, regte sich auch in der anglikanischen Kirche das Verlangen, dem neuerschlossenen Kolonialgebiet die Segnungen des christlichen Glaubens zu bringen.

Es war im Jahre 1857, also 44 Jahre nach dem Eintritt Judsons in Rangun, als der englische Kaplan Parish in Maul-

mein, dem die Seelsorge an seinen dortigen Landsleuten anvertraut war, die kirchlichen Kreise seiner Heimat auf Barma als Missionsfeld lenkte. Sein Aufruf zündete in den Kreisen der Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.)*), die als eine der ältesten und kräftigsten englischen Gesellschaften sich die Versorgung der Kolonien mit Pastoren und Missionaren angelegen sein läßt. Die Verbindung dieser beiden Zwecke, deren erster den Kolonisatoren, der zweite den Eingeborenen dienen soll, ist charakteristisch für ihre Arbeit und bestimmte auch die Art ihres Vorgehens auf dem neugewählten Arbeitsfelde. Es sei hier vorausgeschickt, daß die Gesellschaft die hochkirchliche Richtung in der anglikanischen Kirche vertritt, was zur Erklärung für die von ihr befolgten Grundsätze dienen mag.

Auf die Anregung jenes Kaplans Parish hin schickte die Ausbreitungsgesellschaft im Jahre 1859 ihren ersten Sendboten Shears nach Maulmein. Da ihm die Arbeit an der barmanischen Jugend als besonders hoffnungsvoll geschildert worden war, ging er mit Gründung einer Schule vor. Als dieselbe gedieh, ward ihm in einem Schulmanne, der bereits als Lehrer unter den verkommenen Volksmassen im östlichen Viertel Londons Tüchtiges geleistet hatte, ein Helfer an die Seite gestellt. Dieser Schulmissionar, Marks mit Namen, ist in der Folgezeit die hervorragendste Persönlichkeit der englischen Barmanenmission geworden und steht heute noch als Veteran auf diesem Arbeitsfelde.

Weil Rangun in dieser Zeit unter den Händen der englischen Verwaltung sichtlich aufblühte, gingen die beiden auch hier mit Errichtung einer Schule vor. Sie benutzten dabei

*) Die englischen Missionsgesellschaften werden der Kürze halber in der Regel nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnet. So ist S. P. G. die Abkürzung für: „Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts."

geschickt die neugeknüpften politischen Beziehungen zwischen Engländern und Barmanen. Als Stützpunkt diente ihnen die englische Kolonie, deren Kaplan ihnen hier wiederum die Wege ebnete und deren oberster Beamter in der ersten öffentlichen Versammlung, die der von Maulmein herübergekommene Missionar Marks hielt, als Vorsitzender zugegen war. Das Zusammengehen mit den englischen Machthabern verschaffte dem neuen Unternehmen auch die Gunst wohlhabender Barmanen, sodaß selbst aus deren Reihen ein ansehnlicher Beitrag zur Errichtung einer Missionsschule kam. Das geschah im Jahre 1862.

Obwohl von vornherein kein Zweifel gelassen wurde, daß diese Schulen in erster Linie den Zweck haben sollten, die christlichen Glaubenslehren zu verbreiten, hatten sie doch einen überraschenden Zulauf, besonders die in Rangun. Gleich im ersten Monat meldeten sich 100 Schüler, am Ende des ersten Jahres waren daraus 220 geworden, sodaß sich die Herstellung großer Baulichkeiten im Mittelpunkte der Stadt nötig machte. Dabei wurde auch eine Kostschule für Barmanenknaben gegründet, ein Unternehmen, das im Lauf der Jahre immer weiter ausgebaut wurde und zu einer wichtigen Pflanzstätte christlicher Erkenntnis im Lande geworden ist.

Mit diesen überraschend schnellen Erfolgen der neuen Missionare war es aber nicht genug. Sie konnten bald einen wichtigen Schritt weiter gehen, ja es schien eine Zeit lang, als ob vor ihnen die lange verschlossenen Thore des inneren Barma, um deren Öffnung sich Judson und seine Freunde lange vergeblich gemüht hatten, von selbst aufgehen sollten.

Marks hatte in Rangun einen Prinzen aus Mandaleh kennen gelernt, von dem er später die Einladung empfing, ihn dort, in der neuen Hauptstadt des Landes zu besuchen. Zu gleicher Zeit erhielt er von dem Vertreter der britischen Interessen, Kapitän Sladen, die Mitteilung, daß die Stimmung im ganzen

Herrscherhause dem Christentume und der Mission günstig sei. Das betrachtete der Missionar als einen Wink Gottes. Er nahm sechs seiner besten Schüler als Begleiter mit und begab sich unter Zustimmung des Bischofs von Kalkutta nach Mandaleh. Am 8. Oktober 1868 traf er dort ein und erlangte auch sogleich eine Audienz beim Fürsten Mindoon Min. Wie ganz anders gestaltete sich dieser Bittgang, als jener verunglückte Besuch Judsons und Colmans bei dem Herrscher im Jahre 1819. Mindoon Min erkundigte sich leutselig nach den Wünschen des Fremdlings und versicherte in echt orientalischer Weise, er könne der Gewährung sicher sein, noch ehe er sie ausgesprochen. Der Missionar bat nun um die Erlaubnis, in Mandaleh Mission treiben zu dürfen, auch eine Kirche zur Abhaltung christlicher Gottesdienste zu bauen. Ferner möge Seine Majestät ihm gestatten und helfen, eine Schule zum Unterricht barmanischer Kinder zu errichten; endlich bitte er um ein Stück Land, wo die Christen begraben werden könnten. Die letztere Bitte wurde hauptsächlich im Interesse der in Mandaleh wohnenden englischen Beamtenfamilien ausgesprochen. Der König antwortete, was den Begräbnisplatz angehe, so möge sich Marks gemeinsam mit Kapitän Sladen einen Platz im Weichbild der Stadt aussuchen, er sei ihm geschenkt. Den Bau der Kirche und Schule aber wolle er, der Landesherr, selbst auf eigene Kosten übernehmen, der Missionar möge nur baldigst die nötigen Baupläne beschaffen.

Schon in den nächsten Tagen ging er an die Ausführung dieses Versprechens. Unter Genehmigung der ihm vorgelegten Pläne stellte er reichliche Geldmittel zur Verfügung. Eine diesbezügliche Audienz benutzte er auch, sich über seine Stellung zum Christentume auszusprechen. Er wandte sich an die mit Marks gekommenen Knaben und ermahnte sie, die Religion ihrer Väter nicht leichtsinniger Weise oder aus äußerlichen Gründen zu verlassen; wenn sie aber wirklich von der Wahrheit der christ-

lichen Religion überzeugt wären, so sollten sie dieselbe annehmen. Ja er gab ausdrücklich die Erlaubnis, daß auch die Leute seiner Umgebung sich mit dem Christentum bekannt machten. Er schloß: „Wenn meine eigenen Söhne infolge Ihrer Belehrung Christen zu werden wünschen, so will ich ihnen nicht zürnen, sie mögen es.“

Das war weit mehr, als Marks zu hoffen gewagt hatte. Er eröffnete zunächst eine Schule, in der sich zu seiner Freude 9 königliche Prinzen einstellten. Sie kamen unter Beobachtung des landesüblichen Ceremoniels, jeder von 40 Dienern begleitet, die die goldenen Sonnenschirme u. dergl. trugen. Der Bau der Kirche wurde auch alsbald in Angriff genommen. Er dauerte, weil in großem Stile begonnen, drei Jahre. Als die wunderbare Wendung der Dinge in England bekannt wurde, sparte man auch dort an der Ausstattung der neuen Hofkirche nicht. Die Königin Victoria schenkte den Taufstein. Derselbe wurde auf einer weißen Marmorplatte aufgestellt, die Mindoon Min dafür besonders auswählte. Am 30. Juli 1873 fand die Weihe des prachtvollen Gebäudes statt. Sie wurde durch den Bischof Milman von Kalkutta vollzogen, der lediglich deswegen nach Hinterindien gekommen war und bei dieser Gelegenheit mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde.

Die Sendboten der S. P. G. waren jetzt noch nicht 15 Jahre im Lande, und schon solche Erfolge! Wie besteht denn dabei das Gleichnis vom Senfkorn, das wir sonst überall in der Missionsgeschichte bestätigt finden? Die Zeit hat es gelehrt, daß auch hier das Schriftwort nicht zu Schanden wird. Die Mission in Mandaleh hat gezeigt, daß die Fürstengunst eine trügerische Grundlage für den Bau der Kirche ist. Man sollte nie die Mahnung vergessen: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können nicht helfen“ (Ps. 146, 3). Es dauerte gar nicht lange, bis das offenbar wurde. Die ganze Begünstigung der Mission war ein

politiſcher Schachzug. Weil der Fürſt ſah, daß die engliſchen Machthaber große Stücke auf das Chriſtentum und die Ausbreitung desſelben hielten, ſtellte er ſich auch freundlich dazu; er hoffte, der tüchtige und überall beliebte Miſſionar würde ihm ein bequemes und ſicheres Werkzeug werden, perſönliche Wünſche und politiſche Pläne zu verwirklichen. Als Marks ſich dazu nicht hergab, ſondern auf die eigentliche Aufgabe ſeines Amtes beſchränkte, ward dem Herrſcher die Miſſion gleichgiltig; er entzog ihr ſchließlich gänzlich ſeine Gunſt. Beim nächſten Thronwechſel aber ſchlug die Fürſtengunſt direkt ins Gegenteil um.

Doch wir wollen den Ereigniſſen in ihrer geſchichtlichen Folge nachgehen. An der Küſte hatte das Miſſionswerk inzwiſchen einen guten Fortgang genommen. In Rangun fand ein förmlicher Zudrang zu der Schule ſtatt, ſodaß die Lehrkräfte vermehrt werden mußten. Bei der großen Ausdehnung der S. P. G., die hinſichtlich ihrer Mittel und der zu Gebote ſtehenden Arbeitskräfte unter den engliſchen Geſellſchaften mit an erſter Stelle ſteht, fiel das nicht ſchwer. Auch räumlich wurde die dortige Miſſion erweitert. Im März 1870 ward der Grundſtein zu dem St. Johns Miſſion College gelegt, das ſeitdem zur größten Lehranſtalt Hinterindiens geworden iſt und mit den großen Schul-Inſtituten in Vorderindien wetteifert.

Um dieſe Zeit entſtand auch eine weitere Station nördlich von Rangun in Taungu am Sittangfluß. Maßgebend für dieſe neue Gründung war neben dem Beſtreben, den engliſchen Koloniſten nachzugehen, der Zwieſpalt, der durch das ſchwärmeriſche Verhalten der Frau Maſon in die baptiſtiſchen Gemeinden gekommen war. Die bei dieſer Gelegenheit mit der baptiſtiſchen Miſſionsleitung zerfallenen Gemeindeteile riefen einen Vertreter der engliſchen Miſſion herbei, die ſich ſchließlich ihrer annahm, um ſie nicht ins Heidentum zurückſinken zu laſſen. Auf dieſe

Weise wurde auch die S. P. G. zu den Karenen geführt und hat unter diesen ganz ähnliche Erfolge erzielt, wie vor ihr die amerikanischen Missionare.

Die glänzenden Aussichten, welche die S. P. G. in diesen verschiedenen Arbeitszweigen der barmanischen Mission zu haben glaubte, führten jetzt eine Neuorganisation ihrer Thätigkeit herbei, die für die künftige Gestaltung aller christlichen Bestrebungen im Lande höchst bedeutsam wurde. Barma ward im Februar 1878 eine selbständige bischöfliche Diöcese der anglikanischen Kirche. Es ist ein lobenswerter Grundsatz der Engländer, ihr heimisches Kirchenwesen möglichst bald auch in die Kolonien des Mutterlandes zu verpflanzen. Die Glieder der Staatskirche, die als Beamte, Soldaten, Pflanzer oder Kaufleute in die Kolonien gehen, sollen der kirchlichen Pflege nicht entbehren. Sie finden dort in der Regel die Gotteshäuser, Gottesdienste und andere kirchliche Einrichtungen der Heimat wieder. Sobald in einem auswärtigen Lande eine kleine Anzahl englischer Familien beisammen wohnt, wird auch eine kirchliche Vereinigung dafür ins Leben gerufen. Wir Deutschen können uns in dieser Hinsicht die Engländer zum Muster nehmen. Es wird viel Anstoß und Ärgernis, das die Namenchristen in den Kolonien den Heiden geben, dadurch im Keim unterdrückt oder doch sehr gemildert. Wir sahen oben, wie die Ausbreitungsgesellschaft bei ihrem ersten Eintreten in Barma mit den Kaplänen der englischen Kolonisten Hand in Hand ging. Mit der Zeit übernahmen ihre Missionare neben ihrer Arbeit an den Heiden auch vielfach die Seelsorge an ihren Landsleuten. In dieser Eigenschaft hatten sie bisher unter dem Bischof von Kalkutta gestanden. Da sich aber jetzt die christlichen Bestrebungen so augenfällig mehrten und zumal in Mandaleh sich die besten Aussichten eröffneten, beschloß man, Barma zu einer besonderen Kirchenprovinz zu erheben und Rangun zum Bischofsitz zu machen.

Das dazu nötige Kapital brachte die reiche Diöceſe Wincheſter in Südengland auf, als Biſchof aber ward der im heimiſchen Kirchendienſt erprobte Titcomb, ein Mann von 58 Jahren, berufen.

Als er mit den in der Hochkirche bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten ſein Amt angetreten hatte und eben im Begriff war, ſeine Diöceſe zu bereiſen, brach in Mandaleh das Unwetter los, das oben ſchon angedeutet ward und die dortige Miſſionsthätigkeit mit einem Schlage vernichtete.

Dr. Marks war nicht dafür zu gewinnen geweſen, die politiſchen Pläne des Herrſchers zu unterſtützen, darum hatte letzterer ihn aus der Hauptſtadt verwieſen und ſich um ſeinen Erſatzmann, Miſſionar Colbeck, nicht weiter gekümmert. Das waren aber nur die Vorboten ſchlimmerer Zeiten. Der Fürſt ſtarb im Jahre 1878 und Thiba, einer der Prinzen, die 10 Jahre zuvor in die mit ſo großen Hoffnungen eröffnete „Fürſtenſchule“ geſchickt worden waren, folgte ihm auf dem Throne. Statt ſeine Lehrer zu ehren und ihre Beſtrebungen zu unterſtützen, legte er es auf die völlige Vernichtung der Miſſion in Mandaleh ab. Kaum zu ſeiner Würde gelangt, entledigte er ſich ſeiner nächſten Anverwandten und anderer Glieder des königlichen Hauſes. Ungefähr 70 Perſonen endeten durch Meuchelmord oder Hinrichtung. Als die engliſche Regierung den Grauſamkeiten wehren wollte, übertrug ſich der Haß auch auf dieſe, ſchließlich auf alle Fremdlinge in der Hauptſtadt. Um ſchweren Verwickelungen zuvorzukommen, wurde der britiſche Geſchäftsträger abgerufen. Mit ihm gingen alle Europäer. Auch Miſſionar Colbeck mußte ſich entſchließen, den gefahrvollen Platz zu räumen. In ſein Miſſionshaus zogen buddhiſtiſche Mönche ein und die Kirche wurde gar in ein Staatslotterie-Bureau umgewandelt.

So ward Mandaleh wieder verloren, glücklicherweiſe blieben aber die Küſtenſtädte in der nun folgenden kritiſchen Zeit unan-

gefochten in den Händen der Engländer. Es war allerdings nicht zu verkennen, daß die Mission unter dem eigentlichen Barmanenvolke verhältnismäßig geringe Fortschritte machte. Nur die Schulen in Rangun bewiesen ihre alte Anziehungskraft. Die Zahl der Schüler, unter denen die jungen Barmanen die Mehrzahl bildeten, erreichte das halbe Tausend. Daneben machte die Karenenmission in der Umgegend von Taungu gute Fortschritte. Es setzten sich auch andere Nebenzweige an die Barmanenmission an, so die unter den Tamulen und Chinesen. Erstere sind ein besonders wanderluftiger Volksstamm in Südindien, die von ihrer Heimat her an das Christentum gewöhnt sind. Sie erwiesen sich wie dort, so auch hier für die Predigt des Evangeliums zugänglich, sodaß eine eigene Diaspora-Gemeinde der Tamulen gegründet wurde*). Bezeichnend für die große Völkermischung in den hinterindischen Hafenstädten ist der Umstand, daß bei einem Tauffest zu Rangun im Jahre 1879 27 Chinesen, 25 Barmanen und 17 Eurasier (Halbeuropäer) in die christliche Kirche aufgenommen wurden. Auch in andrer Hinsicht wurde das Netz hier noch weiter ausgeworfen. Bei den sich immer mehrenden Beziehungen zwischen den Europäern und den Eingeborenen wuchs auch das Verlangen nach christlicher Litteratur. Die Ausbreitungsgesellschaft befriedigte es durch Errichtung eines Buchladens, den eine auf Verbreitung christlicher Litteratur gerichtete englische Gesellschaft in ausgiebigster Weise mit geeigneten Schriften versorgte.

Im Jahre 1882 erfolgte ein Wechsel im Bischofsamt.

---

*) Fast gleichzeitig mit der S. P. G. hat das auch die Leipziger Mission gethan, die ihr Hauptarbeitsfeld unter den Tamulen hat. Sie geht seit 1877 den aus ihren Gemeinden auswandernden lutherischen Tamulen nach und unterhält gegenwärtig eine Diaspora-Station in Rangun, der ein indischer Landprediger vorsteht. Die Seelenzahl seiner Gemeinde beläuft sich auf etwa 300.

Der trotz seiner vorgerückten Jahre überaus eifrige Titkomb mußte infolge eines Unfalls auf der Reise das Missionsgebiet verlassen, an seiner Stelle kam Dr. Strachan, der den Bischofssitz noch heute innehat. Ihm war es vergönnt, das verschlossene Mandaleh sich wieder öffnen zu sehen. Leider geschah das nicht auf friedliche Weise. Als Thiba Jahre lang weiter wütete und die englischen Niederlassungen gefährdete, ward ihm von der Kolonialregierung der Krieg erklärt. Nach einigen Kämpfen wurde die Hauptstadt belagert, ihr Wüterich gefangen genommen und nach Rangun gebracht. Das geschah 1885. Unmittelbar darauf, am 1. Januar 1886, zog Missionar Colbeck wieder in Mandaleh ein. Er fand zu seiner Freude die Kirche, die er zerstört glaubte, noch in leidlich gutem Zustande; im übrigen war freilich von der früheren Missionsthätigkeit wenig mehr zu sehen. Aber die englischen Truppen, die in dem eroberten Bollwerk des Heidentums einzogen und die nachfolgenden Ausländer, die schon lange auf die Wiedergewinnung der Hauptstadt gerechnet hatten, ersetzten dem Missionar fürs erste einigermaßen die zerstörte Gemeinde. Er entwirft in einem seiner Berichte ein anschauliches Bild von der Lage der Dinge in der eroberten Hauptstadt. Da heißt es: „Wir halten unsere Gottesdienste im königlichen Thronsaal, dem „Goldenen Kloster“ oder auf den Terrassen der königlichen Pagode. Wenn uns nicht der Donner der Geschütze und das Rollen der Gewehrsalven in der Ferne, der dröhnende Schritt der vorbeimarschierenden Truppen und die immer häufiger werdenden Besuche bei Verwundeten und Sterbenden an die ernste Wirklichkeit erinnerten, so könnte man glauben, es sei alles ein Traum. Hier, wo der Fürst wie ein Gott herrschte und von seinen Unterthanen eine schier göttliche Verehrung forderte, predigen wir jetzt den Namen Christi. Gesandte fremder Herrscher, die Generale unserer Armee mußten ihre Schuhe ausziehen und ihren Degen am Eingangsthor ablegen,

wenn sie diesen Saal betraten, die Minister und höchsten Staatsbeamten durften nur mit niedergesenkten Augen, in gebückter Stellung, mit zusammengelegten Händen vor dem Despoten erscheinen — jetzt aber ist der weite Raum gefüllt von unseren Offizieren und Soldaten, welche die Predigt des göttlichen Wortes anhören. Auf den Stufen des kostbar geschmückten Thrones steht nun der Geistliche, rechts und links die Offiziere, die Soldaten nehmen den übrigen Raum ein. Als ich an diesem nun leergewordenen Throne stand, mußte ich immer und immer wieder an Salomos Herrlichkeit, seine Thorheit und seinen Fall denken. Seit der Begründung der barmanischen Dynastie durch den großen Eroberer Alounpayah haben seine Nachfolger als Könige hier geherrscht, umgeben von allem nur erdenklichen Pomp im Vollgenuß aller Herrlichkeit, welche der Orient bietet, sie hießen „Könige der Gerechtigkeit" (welch ein Hohn!), sie waren unumschränkte Herren über Leben und Tod ihrer Unterthanen, nun aber ist alle ihre Herrlichkeit dahin. Nach dem Paradegottesdienst haben wir jeden Sonntag Feier des heiligen Abendmahls. Wir benutzen dazu die „Goldene Pagode", ein wundervolles Kloster, in welchem Thiba der barmanischen Sitte gemäß einige Jahre als buddhistischer Mönch zubrachte. Zahlreiche Buddhafiguren aus Erz und vergoldetem Marmor, bekleidet mit Gewändern, die mit künstlichen Rubinen und Diamanten besetzt sind, standen in der großen Mittelhalle umher. Wir rückten sie an eine Wand, zogen einen Vorhang davor und errichteten einen Altar für unsere Abendmahlsfeier."

Von diesen Tagen an stand der Barmanenmission kein äußerliches Hindernis mehr im Wege. Die Kirche von Mandaleh, die eine so wechselvolle Geschichte hinter sich hat, wurde wieder hergerichtet und geweiht. Da die geistliche Versorgung der Truppen und der übrigen Engländer dem Missionar bald wieder abgenommen wurde, konnte er sich ganz der Sammlung

einer heidenchristlichen Gemeinde widmen. Er fand nach und nach einige früher bekehrte Barmanen, die die trübe Zeit überstanden hatten, ohne ihrem Glauben untreu zu werden. Sie bilden den Grundstock der Christengemeinde, die sich im letzten Jahrzehnt in der Landeshauptstadt zusammengefunden hat. Diese erreicht an Größe und Bedeutung allerdings auch heute noch lange nicht die von Rangun, als deren Mittelpunkt die hochragende Kathedrale anzusehen ist, zu der Lord Dufferin, der Vicekönig von Indien, vor 12 Jahren den Grundstein legte. Den englischen Missionaren stehen auf den Hauptstationen und Filialen — in die Reihe der ersteren ist neuerdings Mandaya und Shwebo eingetreten — eine stattliche Anzahl eingeborener Gehilfen zur Seite. Einer von ihnen, auf den man besondere Hoffnungen setzte, John Tsan Baw, ist leider 1895 im jugendlichen Alter gestorben. Es mögen einige Daten aus seinem Leben hier Platz finden, weil man aus ihnen ersieht, wie die Früchte der verschiedenen Missionsgesellschaften ineinander übergehen und weil sie zugleich charakteristisch sind für die Methode der S. P. G. J. Tsan Baw stammte aus einer baptistischen Familie. Sein Großvater war der erste barmanische Pastor der Baptisten, ein Gehilfe Judsons. Er wurde von der Ausbreitungsgesellschaft, zu deren Missionaren er sich hielt, veranlaßt, sich in England ausbilden zu lassen. Von 1875—83 hat er sich dort aufgehalten und in Canterbury studiert. Nach seiner Rückkehr in die Heimat war er erst kurze Zeit in Maulmein thätig, dann in Rangun, wo er 1884 ordiniert wurde. Zuletzt wirkte er segensreich in Oberbarma. Seine englischen Freunde rühmten ihm nach — das ist bezeichnend für sie —, daß er ebenso gewandt englisch, wie barmanisch gepredigt habe.

Zu großer Blüte ist das Erziehungsinstitut des Dr. Marks in Rangun gekommen. Als dieser Senior der Ausbreitungsgesellschaft kürzlich in England war, um seine angegriffene Ge-

fundheit zu kräftigen, konnte er auf eine 36jährige Wirksamkeit in Barma zurückschauen und mit Dank gegen Gott erzählen, daß 15 000 junge Barmanen durch seinen Unterricht gegangen sind. Er hat bei seiner Rückkehr nach Hinterindien den alten Platz als Leiter von St. Johns College nicht wieder eingenommen. Seine Gesundheit nötigte ihn, die wichtige Arbeit auf jüngere Schultern zu legen. Nun gedenkt er seine Tage bei beschränkter Arbeit in Maulmein zu beschließen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Karenenmission der S. P. G. Sie geschieht vorzugsweise in Taungu am Sittang, das jetzt durch eine Eisenbahn mit Rangun verbunden ist, und in der Umgebung dieser Stadt. Auch hier zeigt sich im Gegensatz zu den zurückhaltenderen, selbstbewußten Barmanen das zutrauliche, anhängliche Wesen der Karenen. Die Gesellschaft hat schon 7 karenische Geistliche in ihrem Dienst. Die Schule in Taungu wird von 65 Karenenknaben besucht, lauter Christen, während unter den anderen 190 Schülern, von denen die einen Barmanen, die anderen Hindus oder Mohammedaner sind, nur verhältnismäßig wenige Christen gefunden werden. In der Nähe der Stadt haben sich mehrere neue Karenendörfer angesiedelt, als bekannt wurde, daß die Mission sich ihrer besonders annahm. Die Karenen können ihre Wohnstätten leicht verlegen, denn die aus Bambusrohr gebauten Häuser müssen sowieso aller 2 oder 3 Jahre erneuert werden. Von Taungu aus, das als Centrum dieses Arbeitszweiges gilt, hat die S. P. G. schon verschiedene Stämme in den Schallbereich der christlichen Predigt gezogen; selbst die roten Karenen, deren Wohnsitze bis hinauf an die chinesische Grenze reichen.

Missionar Whitehead von Mandaleh, der im Jahre 1893 einen Besuch auf den Bergen der Karenen machte, spricht in den anerkennendsten Ausdrücken von der Arbeit unter ihnen, die er viel befriedigender und hoffnungsvoller nennt, als sein

eigenes Werk unter den Barmanen. Als größte Schwierigkeit erſcheint ihm nur ihr zerſtreutes Wohnen in kleinen Bergdörfern, in denen die Miſſionare herumreiſen müſſen, dagegen rühmt er die große Treue der Karenenchriſten, unter denen ein Abfall vom Glauben faſt unerhört ſei, und ihre Opferwilligkeit. Zu beklagen ſei, daß im Vergleich zu den übrigen engliſchen Miſſionaren in Barma nur ſo wenige Arbeitskräfte auf dieſen fruchtbaren Zweig verwandt würden, nämlich nicht mehr als drei. Das iſt in der That auffällig. Die Seelenzahl der Gemeinden, die unter der Pflege der S. P. G. ſtehen, belief ſich nämlich 1893 auf 6285, worunter nicht weniger als 4330 chriſtliche Karenen waren; bei den 4123 Schülern in den Miſſionsſchulen iſt das Verhältnis jedenfalls nicht viel anders. Alſo auch hier eine Beſtätigung des pauliniſchen Wortes: „Nicht viel Weiſe nach dem Fleiſch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle ſind berufen. Sondern was thöricht iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden mache.“ Was die Erfahrung zweier Jahrhunderte in Vorderindien bewieſen hat, daß die Welt des Hinduismus jedenfalls von den Pariahs aus erobert wird, das ſcheint auch in Hinterindien ſeine Beſtätigung zu finden. Die wilden Karenen kommen den ſtolzen Barmanen zuvor. „Die Letzten werden die Erſten ſein“ (Matth. 19, 30).

II. Madagaskar.

1. Wie es auf Madagaskar aussieht.

Vor der Ostküste Afrikas, von ihr durch den 75 Meilen breiten Kanal von Mosambik geschieden, liegt „die Königin des Indischen Ozeans“, die gewaltige Insel Madagaskar, fast noch einmal so groß als England, Schottland und Irland zusammen. Nach ihrer Entdeckung durch die Portugiesen wurde sie ein mächtiger Anziehungspunkt für die seefahrenden Nationen. Kaufleute suchten und fanden hier reichlichen Gewinn, Abenteurer Befriedigung ihres Verlangens, Gelehrten und Naturforschern that sich eine neue Welt der Forschung auf! Leider konnte auch der Sklavenhandel hier in ausgiebigster Weise getrieben werden, und bei dem regen Schiffsverkehr, namentlich von Afrika herüber, ging Seeräuberei arg im Schwunge. Wodurch uns aber Madagaskar ein lieber und bedeutsamer Name geworden ist, das ist die Bedeutung dieser Insel als fruchtbares Missionsgebiet, reich an Wundern der göttlichen Gnade, reich an Beweisungen evangelischer Treue und Standhaftigkeit, reich am Märtyrertum vieler gläubiger Christen. Was der Prophet geweissagt, hat auf Madagaskar sich zu erfüllen angefangen: „Die Erde wird voll werden von Erkenntnis der Ehre des Herrn!“

(Hab. 3, 14.) Wie dies geſchehen, wollen wir im Folgenden ſehen, zunächſt aber Umſchau halten über dieſe nächſt Neuguinea größte Inſel der Erde.

Der ganzen Länge nach, ſie beträgt 1700 Kilometer, wird Madagaskar von Nord nach Süd von einem Gebirge durchzogen, deſſen höchſte Berge bis 10 000 Fuß hoch aufſteigen. Gegen Oſt und Weſt dacht ſich das Gebirge nach und nach ab bis zur Meeresküſte, nach welcher es zahlreiche Flüſſe und Ströme entſendet. Im Oſten iſt der Gebirgsabfall ziemlich ſteil. Noch ſchöner als hier iſt die Landſchaft auf der Weſtſeite. Um die ganze Inſel herum läuft ein 6—30 Stunden breiter Küſtenſtrich, ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit, aber auch berüchtigt wegen des Madagaskarfiebers, das unbarmherzig Eingeborene wie Fremde dahinrafft, und auch nicht aufhören wird, eine furchtbare Geiſel zu bleiben, wenn nicht Anſtalt getroffen wird, die Anſammlung von Schmutz, Schlamm, verfaultem Holz und Pflanzenſtoff, verweſenden Tieren, kurz von allem möglichen Unrat an den Mündungen der Flüſſe nach und nach zu beſeitigen. Schauerlich muß es ſein, wenn die tropiſche Sonne über dieſen Sumpfmaſſen brütet und die todbringenden Miasmen ſich entwickeln. Mit Recht bezeichnet man einen Teil dieſes Sumpfgürtels mit dem Namen: Kirchhof der Weißen. So hat Madagaskar die Schrecken der tropiſchen Zone, aber auch ihre Schönheiten. Vom April bis zum Oktober iſt dort, weil am kühlſten, die ſchönſte Jahreszeit. Was von Italien ſprichwörtlich geworden, gilt auch hier. Es lacht über Madagaskar faſt immer ein reiner, tiefblauer Himmel. In wunderbar ſchönem Glanze ſtrahlen des Nachts die hellleuchtenden Sterne.

Natürlich brechen auch hier zuweilen die den Tropenländern eigentümlichen Orkane hervor, gewaltige Waſſermaſſen, häufig mit zackigem Hagel vermiſcht, ſtürzen herab und bahnen ſich einen Verderben bringenden Weg nach dem Meere zu.

Geradezu überreich ist Madagaskar an Pflanzen, von den zartesten und feinsten an bis zu dem riesenhaften Boabab oder Affenbrotbaum. Die Äste eines solchen Baumriesen sind häufig stärker, als die Stämme unsrer größten Eichen. Der Querdurchmesser eines Boabab erreicht sehr oft 27 Fuß. Palmen aller Arten sind hier zu finden neben den sämtlichen Farbhölzern. Öl- und Gummibäume geben reichliche Ernten. Alle edlen Frucht- und Gewürzbäume und -sträucher stehen in üppiger Fülle. Auch an Giftbäumen fehlt es nicht. Zuckerrohr wächst zu stattlicher Höhe empor: kurz alles, was in einem günstigen Klima gedeihen kann, das gedeiht hier. Auch der Reis muß erwähnt werden. Bildet er doch die Hauptnahrung der Bewohner. Wohin das Auge schaut, begegnet es den Erzeugnissen einer üppigen Vegetation und ergötzt sich an den bunten und glänzenden Farben der verschiedensten blühenden und fruchtbringenden Pflanzen und Sträucher. Dort wächst auch ein Baum, ein Wunder unter den Pflanzen, der zugleich ein Wasserbrunnen ist und neben frischem Wasser auch erquickenden Schatten darbietet. Das ist der sogenannte „Baum der Reisenden". Der Durstige nimmt einen langen Speer, sticht mit demselben in das Stielende eines Blattes und klares, reines Wasser strömt hervor.

An eigentlich wilden und reißenden Tieren ist Madagaskar arm. Selbst die Schlangen gehören einer ungefährlichen Art an. Nur das Krokodil ist eine Plage und ein Schrecken der Bewohner. In den Urwäldern hausen auf den Bäumen zahlreiche Affenschwärme und wilde Schweine in ganzen Herden. Auch die Vogelwelt ist in ihren prachtvollsten Arten vertreten. Eine unangenehme Zugabe bilden die Heuschreckenschwärme. Daß die Berge Madagaskars die reichsten Schätze an Erz darbieten, sei auch noch erwähnt. So verdient Madagaskar mit Recht den Namen: „Königin des Indischen Ozeans". Reisende können

nicht genug die Schönheit und Großartigkeit der Natur dieſer Inſel ſchildern, und es bewahrheitet ſich das Pſalmwort im vollſten Sinne an ihr: „Groß ſind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet hat eitel Luſt daran.“ (Pſalm 111, 2.)

Dieſe große, ſchöne Inſel iſt verhältnismäßig ſehr dünn bevölkert. In früheren Zeiten iſt die Bevölkerung ſicherlich zahlreicher geweſen. Die fortwährenden blutigen Kämpfe der verſchiedenen Stämme unter einander, Sklavenhandel, Kindermord, die Unſitte der ſogenannten Gottesurteile, von denen wir noch ſpäter hören werden, haben zur Entvölkerung beigetragen. Im ganzen wohnen etwa 5 Millionen Eingeborne daſelbſt. Die Madagaſſen ſind ein aus verſchiedenen Völkerſchaften entſtandenes Miſchvolk. Daher auch die verſchiedenartige Körperbildung und Farbe. Das Haar iſt mitunter kraus und wollig, mitunter auch ſtraff und gelockt. Der herrſchende Stamm ſind die Howas. Sie haben eine hellere Hautfarbe als die übrigen Bewohner der Inſel. Die Howas ſind vielleicht vor 8—900 Jahren in Madagaskar eingewandert. Der berühmte Miſſionar Ellis ſagt von ihnen: „Sie ſind ein ſchönes Volk, und haben meiſt eine hohe Stirn mit bemerkenswerter Entwicklung der intellektuellen und moraliſchen Organe. Der Vorderkopf iſt immer wohlgeſtaltet, die Augen nie groß und vorſtehend, aber klar und glänzend: die Brauen gut gezeichnet, ohne ſchwerfällig zu ſein; die Naſe oft eine Adlernaſe, oder gerade, nie dick und fleiſchig aufgelaufen; die Lippen mäßig vorſtehend, ſelten groß und rund. In vielen ihrer Geſichter liegt ein nachdenklicher, doch halb melancholiſcher Zug und halbverlegener Ausdruck, als Anzeige eines ſcharfen, aber in ſeiner Entfaltung gehemmten Denkvermögens, und einer ernſten, aber unbefriedigten Gemütsanlage.“ Außer dieſen Howas müſſen noch genannt werden die dunkelfarbigen Sakalawen, die Betſileos und das eigentliche Arbeiter- und Sklavenvolk: die Betanimenas und Betſimiſarakas.

Die Sprache der Howas ist erst durch die Arbeit der Missionare zur Schriftsprache geworden. Sie klingt sehr angenehm, hat aber ungemein lange Wortbildungen. Für Seligkeit sagt der Howa: Fa ha fi na re ta na, für 12 heißt es: Ro am bi ni so lo. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Howas unter einem thatkräftigen Häuptling angefangen, sich der ganzen Insel zu bemächtigen, welche jetzt in 22 Provinzen eingeteilt ist.

Das Nationalkleidungsstück der Howas oder überhaupt der Madagassen ist die weiße Lamba, eine Art Shawl, der bei den Männern über die linke, bei den Frauen über die rechte Schulter geworfen wird. Was den alten Römern die Toga war, ist den Madagassen die Lamba, ihre Enden sind in der Regel farbig verziert. Die königliche Familie allein hat das Recht, den Purpur zu tragen, d. h. die scharlachrottuchene Lamba. Aus Hanf, Baumwolle oder Seide werden diese Lambas von den Frauen auf den primitivsten Webstühlen gewebt. Die Frauen tragen in der Regel noch eine Art Mieder. Schmucksachen sind sehr beliebt, und beide Geschlechter putzen sich gern. Jetzt hat auch die europäische Mode ihre Herrschaft auszuüben angefangen.

Die Madagassen wohnen je nach Vermögen in einfachen mit Blättern und Zweigen bedeckten Erdhütten oder in fast nach europäischer Art eingerichteten Häusern, welche mit mehr oder weniger Bequemlichkeit ausgestattet sind. Die Howas haben ihre mit Erdwällen umgebenen Dörfer mehr auf Anhöhen und Hügeln errichtet, während die übrigen Stämme ihre Wohnungen lieber versteckt im Waldesdickicht anlegen. In den Familien scheint viel gegenseitige Liebe zu herrschen und Gehorsam und Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern. Ein rührender Gebrauch ist es, daß Kinder ihren Müttern dann und wann ein Geldstück schenken, ein Geschenk, das wörtlich bedeutet: „Wohlgeruch des Rückens“, aus Dankbarkeit dafür, daß die

Kinder früher von ihren Müttern lange Zeit auf dem Rücken getragen worden sind. Die Familie läßt so leicht nicht eines ihrer Glieder im Stiche! Gegenseitiges Helfen und Unterstützen gehört zur guten Sitte. Sogenannte Blutsfreundschaften werden häufig geschlossen. Wer den Bluteid bricht, muß sterben. Mit großer Liebe hängen die Madagassen an ihrem Vaterlande.

So sind sie im ganzen nicht übel angelegte Leute und der Bildung wohl fähig. Kaum hatten die Madagassen eine Schriftsprache, als sie sich auch mit allem Eifer aufs Lesen- und Schreibenlernen legten. Gastfreundlich sind sie auch im höchsten Grade, doch wurden sie durch den Verkehr mit den weißen Leuten gegen Fremde mißtrauisch, und Zweizüngigkeit, Lüge und Verstellung sind dadurch bei ihnen sehr häufig geworden. Eitelkeit, selbstgefälliges Wesen einerseits, Unentschlossenheit und Trägheit andrerseits kennzeichnen den Madagassen, Ehrgeiz und Herrschsucht ganz besonders die Howas. Schwelgerei, üppiges Wesen, Trunksucht und Unkeuschheit, dazu das übermäßige die Nerven zerstörende Hanfrauchen sind die Hauptlaster. Die ehelichen Bande sind überaus locker. Die Regierungsform bestand bis vor Kurzem in vollständiger Despotie. Über die Maßen barbarisch waren die öffentlichen Hinrichtungen, und im Kriege feierten Blutgier und Grausamkeit ihre schauerlichen Feste. Allerlei durch die Missionsarbeiter eingeführte Gewerbe werden getrieben, auch öffentliche Märkte abgehalten, wobei die Verkäufer es aber insofern schlimm haben, als sie ihre Ware nur mühsam transportieren können, da es auf Madagaskar bisher an gangbaren und fahrbaren Straßen gänzlich fehlte. Der König Radama wollte keine Straßen anlegen, um die etwa anrückenden Feinde besser abhalten zu können. Ein Hauptvergnügen ist den Madagassen die Jagd. Wie der Spanier, so hat auch der Madagasse seine Stierkämpfe, und wer Vergnügen daran hat, kann auch bei ihnen die in vielen Ländern so beliebten Hahnengefechte sehen.

In ſchönen Nächten erſchallt in den Dörfern allerlei Muſik und Geſang und wird fleißig getanzt.

Hat aber das ſinnliche, ſchwelgeriſche Treiben der Madagaſſen keinen guten Einfluß auf ihre geiſtige Entwickelung haben können, ſo iſt dieſelbe noch mehr niedergehalten worden durch den ſchrecklichſten Aberglauben und thörichte Zauberei. Der Zauberkunſt ſchenken ſie das vollſte Vertrauen, und die Zauberer und Beſchwörer haben bei ihnen den größten Einfluß. Was der Zauberer ſagt, gilt für wahr. Er ſagt dem Menſchen ſein Geſchick voraus, er weisſagt Glück und Unglück. Auch glauben dementſprechend die Madagaſſen, wie unſre modernen Spiritiſten, an Geiſter und Erſcheinungen derſelben. Dieſes Zauberweſen iſt der größte Feind der Miſſion. Es ſind in dieſem Volke dieſelben Greuel, vor denen Moſes die Israeliten warnt: „Daß nicht unter dir gefunden werde, der ſeinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen laſſe, oder ein Weisſager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeſchrei achte, oder ein Zauberer, oder Beſchwörer, oder Wahrſager, oder Zeichendeuter, oder der die Toten frage. Denn wer ſolches thut, der iſt dem Herrn ein Greuel.“ (5. Moſ. 18, 9—12.)

Wird nach dem höchſten Weſen gefragt, ſo lautet in der Regel die Antwort: „Das wiſſen wir nicht. Darüber denken wir nicht nach.“ Was ſie nicht begreifen und faſſen können, gilt ihnen als höchſtes Weſen. Dazu haben ſie verſchiedene Götzenbilder, die ihnen Nothelfer ſind. Auf dem Hauſe, in welchem ein Götzenprieſter oder Zauberer ſolche Götzen aufbewahrt, ſteckt ein Strohwiſch, damit jedermann erkenne, wo Hilfe zu haben ſei. Der Sympathieſchwindel ſpielt auch dort eine große Rolle. Der Aberglaube bleibt überall derſelbe. Er findet ſich in den Dörfern und Städten der civiliſierteſten Völker ebenſo, wie in den Dörfern Madagaskars. Er iſt eine ſchauerliche Macht der Finſternis. Daß den Götzen allerlei Opfer je

nach Vermögen der Leute dargebracht werden müſſen, iſt ſelbſtredend. So wird auch den Geiſtern der Vorfahren geopfert. Die Gräber der Urbewohner gelten für heilig. Die geringſte Verletzung einer ſolchen Grabſtätte zieht durch den beleidigten Geiſt Krankheit und Tod nach ſich. Man bringt ihnen faſt noch lieber Opfer, als den Götzen. Miſſionare nahmen einmal von einem ſolchen Grabe Steine hinweg, ſchnitten auch Zweige ab von dem dort ſtehenden Baume, um ihre Schüler zu überzeugen, daß ihre Befürchtungen, die Geiſter der Vorfahren könnten Schaden bringen, grundlos ſeien; aber zu überzeugen waren die Leute nicht. Sie meinten einfach, die Miſſionare hätten wirkſamere Zaubermittel, gegen welche die Geiſter nicht aufkommen könnten. So verwachſen war das damals lebende Geſchlecht mit dem traurigen Aberglauben. Der Madagaſſe lebt und ſtirbt in der Furcht vor böſen Geiſtern und böſem Zauber.

Sobald ein Kind geboren, läuft der Vater zum Zauberer und fragt ihn, wie ſich ſein Leben künftig geſtalten werde. War der Geburtstag des Kindes kein glücklicher, ſo kann das drohende Unglück vielleicht noch durch ein anſehnliches Opfer abgewendet werden; wo nicht, ſo muß das Kind ſterben. Es wird entweder erſtickt oder an einem abgelegenen Orte lebendig begraben, oder man legt es an den engen Eingang des Dorfes, welchen das Herdenvieh paſſieren muß. In der Regel wird das arme Würmchen totgetreten. Bleibt es dagegen einmal unverletzt, ſo wird es unter Jubel nach Hauſe geholt.

Auch bei den Madagaſſen herrſcht die Unſitte, die Kinder ſchon im früheſten Alter miteinander zu verloben. Daß bei ſolchen Ehen in den meiſten Fällen ſpäter eine gegenſeitige Abneigung eintreten muß, läßt ſich denken. Zwiſchen dem 12. bis 14. Jahre wird geheiratet. Der geſetzliche Akt der Eheſchließung beſteht eigentlich nur in einer Abgabe an die Regierung. Will der Mann noch eine zweite Frau heiraten, bleibt's ihm unver-

wehrt. Ist er seiner Frau überdrüssig, kann er sie einfach gehen heißen. Doch darf sie sich nach 12 Tagen wieder verheiraten. Dagegen ist das Heiraten unter Verwandten bis ins 6. Glied verboten. Merkwürdig ist, daß jeder männliche Madagasse, der in den Dienst des Königs tritt, beschnitten werden muß. Solches geschieht zu gewissen Zeiten unter großen Schmausereien und Festlichkeiten. Weiter war bis in die neueste Zeit herein den Madagassen eigentümlich die Hausssklaverei. Kriegsgefangene und Verurteilte wurden Sklaven. Nächst der Hinrichtung war die Verurteilung zur Sklaverei die härteste Strafe. Der Hausssklave muß sich alles von seinem Herrn gefallen lassen und ist gänzlich dessen Willkür anheimgegeben. Wird einer zur Sklaverei verurteilt, so müssen Frau und Kinder sein trauriges Los teilen. Alle seine Habe wird ihm genommen. Er ist rechtlos geworden. Das Heidentum ist Knechtschaft! Muß es nicht von diesen Unterdrückten heißen: „Man hört es wohl, daß sie seufzen und haben doch keinen Tröster"? (Klagel. 1, 21.)

Wir erwähnten bei der Schilderung der herrlichen Vegetation Madagaskars auch giftiger Pflanzen. So giebt es einen Giftstrauch, der giftige Früchte in der Größe von Roßkastanien trägt. Das sind die Tangenanüsse, aus welchen ein mehr oder minder starkes Gift, das Tangenagift, bereitet wird. Diesem Gifte fallen eine Unzahl von Menschen zum Opfer, indem es zu den schon erwähnten Gottesurteilen benutzt wird. Wir hörten, daß diese Gottesurteile mit zur Entvölkerung des Landes beigetragen haben. Kein Madagasse ist sicher vor der Tangenaprobe. Er braucht nur einen Feind zu haben, der ihn wegen Hexerei anklagt, so genügt dies, ihn vor Gericht zu bringen. Der Glaube an die Tangenaprobe, durch welche sich Schuld oder Unschuld eines Angeklagten herausstellen soll, ist bei dem Volke unerschütterlich. Kann der Angeklagte die Tangenaprobe nicht bestehen, so verfällt sein Hab und Gut dem Gerichte und

den Zauberern, die damit ein gutes Geſchäft machen. Das Gericht oder vielmehr die Prieſter und Zauberer laſſen ſich auch beſtechen und bereiten den Trank ſo, daß er nichts ſchadet, oder ſie halten ein Gegengift bereit, welches bereits Toterklärte wieder ins Leben zurückbringt. Bei der Tangenaprobe wird der Angeklagte mit verhülltem Haupte auf einen dazu beſtimmten Platz geführt. Nachdem an zwei Hühnern eine Vorprobe mit dem Gifte vorgenommen, muß der Angeklagte eine große Schüſſel mit Reis auseſſen, dann 3 Stück von einer Vogelhaut verſchlucken mit je einem Löffel voll Reis. Nun folgt der Gifttrank unter Handauflegung und langen ſich wiederholenden Gebeten oder Flüchen ſeitens der Zauberer. Hierauf hat er eine Portion Reiswaſſer zu trinken. Alles wartet geſpannt auf den Erfolg. Der Gequälte muß ſich in der Regel übergeben. Kommen die 3 Stücke von der Vogelhaut wieder zum Vorſchein, ſo iſt er unſchuldig; wo nicht, ſo wird er zu Tode geſchlagen, oder dem Wilde preisgegeben, oder lebendig begraben. Seine Verwandten haben noch dazu die ſämtlichen Koſten des ganzen ekelhaften Verfahrens zu tragen. Der Freigeſprochene und „madio“, d. i. völlig rein Erklärte, muß ſchließlich ſeinen Richtern und den Zauberern ein Mahl geben. Welch eine Finſternis! Welch ein Schatten des Todes! Wie muß das ganze Land unter dem Drucke des finſtern Aberglaubens leiden und ſeufzen! Wenigſtens der zehnte Teil der Bevölkerung hat ſich der elenden Tangenaprobe zu unterziehen!

Als Gegenſtück zu dieſem unheimlichen Gebrauche ſeien noch die Neujahrsfeſtlichkeiten bei den Madagaſſen erwähnt. Wie unter civiliſierten Völkern ſo viele vom alten Jahre unter Lärmen und Toben, Eſſen und Trinken, Schmauſereien und Luſtbarkeiten Abſchied zu nehmen pflegen und ſolchen Übergang vom alten zum neuen Jahre als „erhebend“ anſehen, ſo geht es bei den Madagaſſen, wenn ſie ihren „Sylveſter“ feiern, auch

hoch her. Vom Königshofe bis in die kleinste Hütte strahlt am Abend vor dem neuen Jahre alles im hellen Lichte. Überall herrscht ausgelassene Fröhlichkeit. Zum Neujahr gratuliert man sich gegenseitig, ganz wie bei uns. In jeder Familie, auch in der ärmsten, giebt's an diesem Tage etwas Ordentliches zu schmausen. Es ist berechnet worden, daß beim Jahreswechsel allein bis 15 000 Ochsen geschlachtet werden. Man steckt sich in Schulden, um nur bei diesem Feste nicht zu darben. Wenn der König am letzten Abend des alten Jahres aus dem Bade steigt, ruft er den Hofleuten zu: „Glücklich, glücklich, wir haben das Ende des Jahres erreicht!“ Alles aber, was gegenwärtig ist, ruft dem König zu: „Erreiche ein hohes Alter.“ Können die Madagassen glücklich sein? Ein hohes Alter mögen sie erreichen; aber was ist ihr Leben ohne Ziel, ihr Sterben ohne Hoffnung!

Wir haben Madagaskar, die Königin der Inseln, in ihrer stolzen, natürlichen Pracht und Erhabenheit gesehen; es ist ein herrliches Land voll von den Gütern einer überreichen Natur. Wir haben seine Bewohner gesehen mit ihren guten und bösen Seiten und wie sie europäischer Bildung und Kultur zugänglich sind. Wir haben aber auch gesehen, wie sie gefangen sind in den Schlingen der Sünde und Ungerechtigkeit, wie sie doch nichts weiter sind, als Knechte der Sünde, wie sie so gar abergläubisch und befangen sind in Zauberei und hexenhaftem Unfug! Wäre auch das Land als solches ein wahres Paradies, die Sünde hat es doch zuschanden gemacht. Die Madagassen haben aber ebenso, wie wir, eine erlösungsbedürftige Seele! Gott will, daß auch ihnen geholfen werde, und es ist ihnen ja auch, Gott sei Preis und Dank, zum Teil schon geholfen worden. Wir können heutzutage von einer madagassischen Kirche reden! Die Wahrheit in Christo ist den Madagassen reichlich nahe gebracht worden durch die Mission. Die Insel ist ein reiches Erntefeld geworden. Wir

werden uns freuen, wenn wir den Gang des Missionswerkes auf ihr näher kennen lernen und müssen uns dadurch angetrieben fühlen, der Missionssache überhaupt ein wärmeres Herz entgegenzubringen. Das Licht des Evangeliums muß immer mehr die Nacht des Götzendienstes und des Aberglaubens vertreiben, damit es hell werde auf Erden! Was der Prophet einst seiner Gemeinde verkündigte in der Zeit des Heils, das muß jedes Heidenvolk erfahren: „Er wird mich ans Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe.“ (Mich. 7, 9.)

Halleluja! Sonne glühe
Nun auf! Du Gottesgarten blühe,
Empor in aller deiner Pracht.
Gott, noch einmal sprich: „Es werde!“
Neu wird der Himmel dann, die Erde;
Vorüber sei die lange Nacht.
Ein jedes Herz soll rein,
Des Lichtes Tempel sein,
Erde — Eden!
Der's neu verhieß, dein Paradies,
Es kommt, sobald dein Odem blies.

O was seh ich? welch Gedränge?
Wie unabsehbar ist die Menge!
O Jesu, kommen die zu dir? —
Ja, sie kommen zu mir alle!
Ich rette sie vom tiefsten Falle;
Drum kommen alle sie zu mir!
Wie wird schon jetzt gemehrt
Die Schar, die sich bekehrt.
Halleluja!
Hin sei die Nacht! Ihr Freund', erwacht!
Auf! Gottes Werk mit Ernst vollbracht!
Amen.

---

2. Missionsanfänge unter Radama I.

Jesus Sirach sagt in seiner Klage über der Menschen Elend: „Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod.“ (Sir. 40, 2.) Das ist der Lebensgang eines Menschen, der nichts vom lebendigen Gott weiß, nichts von Auferstehung zum ewigen Leben durch Jesum Christum. Das ist auch der Lebensgang der heidnischen Madagassen gewesen, von denen es heißen konnte vom Eintritt ins Leben bis zum Ausgang aus demselben: „Es ist eitel Furcht und kein Friede.“ (Jer. 30, 5.) Ist bei den Madagassen jemand krank geworden, so bestehen die hauptsächlichsten Heilversuche in kindischen Beschwörungen der Priester und Zauberer. Tritt der Tod ein, so darf bis Sonnenuntergang keine Klage laut werden; dann aber erhebt sich ein jämmerliches Schreien, die Verwandten und Angehörigen streuen Asche auf ihr Haupt, gehen in schlechten Kleidern umher, die Weiber mit aufgelöstem Haar. Ohne Trauereſſen geht es natürlich nicht ab, nur wird dieses wenigstens in einem andern Hause abgehalten. Der Tote wird unter Klagegesängen zu Grabe getragen. Danach findet eine allgemeine Reinigung der Beteiligten statt; denn der Tod verunreinigt. Stirbt der Hausvater, so dauert die Trauer ein Jahr lang, stirbt ein Kind, nur ein halbes. Die Trauer wird aber jedenfalls strenger eingehalten als bei uns. Kein Leidtragender besucht während dieser Zeit eine öffentliche Lustbarkeit. Wie bald werden dagegen bei uns manche Verstorbene vergessen! Nach den eigentlichen Begräbnisfeierlichkeiten werden je nach dem Stande des Verstorbenen mehr oder weniger Ochsen geschlachtet und verteilt. Dadurch kann bewirkt werden, daß der Geist des Verstorbenen es nicht schlecht habe, oder gar in ein garstiges Tier gebannt werde. Auf die Ausschmückung der Gräber wird viel Sorgfalt

verwendet, hier heißt es wirklich: Ländlich, sittlich! Wenn recht viele Ochsenköpfe mit Hörnern, auf Stangen gespießt, um die Grabstätte stehen, so gilt dies als besonders schön. An eine Art Fortleben nach dem Tode glauben die Madagassen auch, aber eine richtige Vorstellung vom ewigen Leben haben sie nicht; auch nicht vom Gericht über die Lebendigen und die Toten und von einer Strafe für gethane Sünden. Hat jemand ein Verbrechen begangen, so kann er nichts dafür. Er ist einfach behext. So kann von einer Moral bei den Madagassen nicht die Rede sein. Die höchste Tugend ist, sich dem Herkommen zu fügen. Ihre Religion ist eitel Furcht und kein Friede!

Was ist nun gethan worden, um sie von solcher Furcht zu erlösen und ihnen den Frieden zu bringen? Die Portugiesen haben bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts Madagaskar entdeckt und Handelsplätze auf der Insel angelegt. In das Innere aber drangen sie nicht ein, weil es ihnen zunächst darum zu thun war, für die weite Fahrt von Portugal nach Ostindien unterwegs eine bequeme Haltestelle zu haben. Mit den Kaufleuten kamen auch katholische Priester, um hier für Rom Seelen zu gewinnen, aber ohne weiteren Erfolg. Schon im Jahre 1545 ging die portugiesische Niederlassung zu Grunde und mit ihr der Missionsversuch. Über 100 Jahre später versuchten die Franzosen auf Madagaskar Fuß zu fassen. Aber auch dieser Versuch mißlang, da sie es nicht verstanden, oder verstehen wollten, mit den Eingebornen friedlich zu verhandeln. Auch waren wieder katholische Missionare mit herbeigekommen und hatten zu missionieren angefangen; aber das schlechte Beispiel der Franzosen machte eine wirkliche Bekehrung zur Religion der Weißen unmöglich. Hören wir ein Urteil aus einem Geschichtswerk über Madagaskar: „Eine hohe Moral konnte von den Kolonisten nicht erwartet werden; schon die Art, wie sie zusammengebracht wurden, läßt dies nicht zu. Sollte eine

Kolonie gegründet werden, ſo wurden die Gefängniſſe und Straßen geleert, und eine Ladung von Laſter und Schlechtigkeit mit etlichen Mönchen dahin verſchifft. Dies war die Art der Sendungen, die den ‚wahren Glauben‘ verbreiten ſollten. Beſaßen ſie in der Heimat eine ſo geringe Macht über ihre Leidenſchaften, ſo war es nicht wahrſcheinlich, daß ſie, freigelaſſen, in einem Lande, wo ſittliche Laxheit die allgemeine Herrſchaft führte, mit einem Male umgeändert würden. Die Franzoſen gaben ſich im vorliegenden Falle jeder Art von Ausſchweifungen und Exceſſen hin, ergriffen die Weiber und Töchter der Eingebornen; ſie führten ihr Vieh und ihre Güter weg. Das Chriſtentum trat alſo den Madagaſſen bei dieſer erſten Gelegenheit in einer ſo verderbten Form vor die Augen, daß es in keiner Hinſicht die Achtung der Eingebornen erwerben konnte. Mochten die Mönche auch ſchöne Reden führen, ihre Landsleute, mit denen ſie aufs freundſchaftlichſte verkehrten, waren in ihrem Wandel geradezu das Gegenteil von dem, was ſie hätten ſein ſollen. Das konnte nur abſchreckend wirken.

Und doch brachten es die Mönche bei dem ſchmiegſamen Weſen der Madagaſſen dahin, daß ſich manche taufen ließen. Aber bald wurde durch das verkehrte Benehmen eines katholiſchen Miſſionars ein blutiger Aufſtand hervorgerufen und dadurch den Bekehrungsverſuchen ein jähes Ende bereitet. Vom Jahre 1674 an durften franzöſiſche Schiffe nicht mehr in Madagaskar landen. Den Madagaſſen aber war durch die ſchlechte Behandlung von ſeiten der Franzoſen ein glühender Haß gegen die Fremden und die fremde Religion eingeflößt worden. Wieder 100 Jahre ſpäter wurde durch einen kühnen Abenteurer, der ſogar König mehrerer madagaſſiſcher Stämme wurde und manches Gute geſtiftet hat, noch einmal verſucht, Madagaskar unter franzöſiſche Herrſchaft zu bringen. Es war

ein Graf Benyowsky, aus Polen gebürtig, der eine der Kolonialpolitik günstige Strömung in Frankreich benutzte, seine ehrgeizigen Pläne auf Madagaskar auszuführen. Aber auch dieses Unternehmen scheiterte, teils durch seine eigene, teils durch Frankreichs Schuld. Nun gelang es den Engländern, die schon lange darauf gelauert, sich dort festzusetzen und Madagaskar für englisches Besitztum zu erklären. Für die Insel erwuchs daraus zunächst ein Segen. Durch die Engländer wurde dem abscheulichen Sklavenhandel, der auf dieser Insel getrieben wurde, wenn auch nicht gleich ein Ende gemacht, so doch ein großes Hindernis in den Weg gelegt. Die Hausſklaverei war ja bei den Madagassen eingebürgert gewesen von Anfang an, aber Sklavenhandel und Sklavenausfuhr sind erst durch civilisierte Völker dort ins Leben gerufen worden. Eine Schmach für diese Völker! Die zahlreichen Seeräuber waren alle zugleich Sklavenfänger und Sklavenhändler. Mit List und Gewalt wurden die Madagassen gefangen und fortgeführt. Furcht und Angst ergriffen die Eingebornen. Niemand getraute sich mehr, allein eine Reise zu unternehmen oder bei Nacht das Haus zu verlassen aus Besorgnis, Sklavenfängern in die Hände zu fallen. Durch das Fortschleppen der Sklaven entstand bei den Madagassen der Glaube, die Europäer seien Menschenfresser. So wurden jährlich 3—4000 fortgeschleppt. In der Nähe des Meeres erhob sich ein Hügel, den die Howas „Ort des Weinens der Howas“ nannten. Daselbst erblickten die aus dem Innern Madagaskars wie Schlachtvieh herbeigetriebenen Insulaner das Meer, auf welchem sie nun von der Heimat fortgeführt werden sollten.

Über der Geschichte eines jeden Volkes der Erde und seiner Entwickelung waltet die göttliche Vorsehung. Sie läßt zu gewissen Zeiten die rechten Persönlichkeiten hervortreten, die entscheidend in das Geschick eines Volkes eingreifen. Gelegenheiten,

Umstände, die verschiedenartigsten Verhältnisse wirken dann zusammen, um große Dinge auszuführen und der gedeihlichen Entwickelung eines Volkes Vorschub zu leisten. Das zeigt sich recht deutlich in der Geschichte Madagaskars. So trat gerade zu der Zeit, da die Engländer in nähere Beziehungen zur Insel kamen, der schon genannte Radama auf, dem es gelang, sich zum Alleinherrscher über Madagaskar aufzuwerfen und die Howas zum herrschenden Stamme zu machen. Der Vater Radamas hatte ihm folgendes Testament hinterlassen: „Radama, du siehst, das ganze Land ist dein, vom Norden bis zum Süden, von Ost bis West. Unsre Leute sind reich und glücklicher, denn alle andern auf der Insel. Es ist deine Ehre, ihr König zu sein, und ihr Glück soll es sein, deine Unterthanen zu heißen. Ruhe nicht, bis du die ganze Insel erobert und gewonnen hast."

Radama hat nun auch alles aufgeboten, um seines Vaters und seinen Lieblingswunsch zu erfüllen. An den nötigen Gaben und Fähigkeiten hierzu fehlte es ihm nicht. Er verstand, was ihm die Engländer vorhielten: „Der König der Howas muß der erste Kaufmann, Pflanzer, Gärtner und Künstler sein. Dies ist das beste Mittel, seine unwissenden Unterthanen ebenso zu heben." Das weitere Mahnen und die Zureden der Engländer, namentlich wegen Abschaffung des Sklavenhandels, blieben nicht erfolglos. Daß aber auf Madagaskar trotz alledem noch völlige heidnische Barbarei herrschte, konnten die Engländer an folgendem Ereignisse mit eignen Augen sehen. Eine Schwester des Königs war krank geworden. Selbstverständlich galt sie als behext. Ihre vier Dienerinnen waren verdächtigt worden, und mußten sich der Tangenaprobe unterwerfen. Von ihnen wurde nur eine als unschuldig anerkannt. Die drei anderen wurden die Opfer des schrecklichen Aberglaubens. Erst schnitt man ihnen Finger, Zehen, Arme, Beine und Nasen ab, dann stürzte

man sie verstümmelt von einem Felsen hinab. Zuschauende Kinder belustigten sich zuletzt eine Zeitlang damit, die Leichname der armen Schlachtopfer mit Steinen zu werfen! —

Schließlich gelang es dem eindringlichen Zureden der Engländer doch noch, den Radama zur Abschaffung des Sklavenhandels zu bewegen, und am 23. Oktober 1817 wurde ein Vertrag unterzeichnet, laut welchem der Sklavenhandel für aufgehoben erklärt wurde und dem Könige von der englischen Regierung eine Entschädigung zu zahlen war. Aber die englische Regierung hielt bedauerlicherweise diesen Vertrag nicht, zahlte auch nicht die Entschädigung aus und der Sklavenhandel wurde von dem erzürnten Radama wieder freigegeben, bis es dem inzwischen wieder zurückgekehrten früheren Gouverneur der Insel Mauritius gelang, durch seinen Agenten, den edlen Hastie, sein Name verdient genannt zu werden, den aufgebrachten Madagassenkönig zu besänftigen, was keine leichte Arbeit war. Denn Radama hatte völlig recht, wenn er immer und immer wieder sagte: „Ich habe den Vertrag gegen den Rat und Willen meiner Edlen und Ratgeber unterzeichnet, selbst gegen den Willen derer, die mich von Jugend auf unterrichtet haben. Ich erwartete vertrauensvoll die versprochene Entschädigung. Ich hielt meinerseits ängstlich über seiner Erfüllung, und mit herzlichem Bedauern muß ich ihn wieder fallen lassen. Wie kann ich meine Unterthanen zur Erneuerung des Vertrages mit einer Nation vermögen, von welcher sie betrogen worden?“ Endlich ward am 11. Oktober 1820 der Vertrag erneuert, und diesmal hielt England Wort, sandte pünktlich die Entschädigung und erklärte sich bereit, auf Regierungskosten eine Anzahl Madagassen zu tüchtigen Handwerkern ausbilden zu lassen. Voll Freude rief Radama beim Eintreffen der Geschenke aus: „Ich bin das Kind des Königs von England und habe nichts zu fürchten, da ich einen solchen Freund besitze.“

Dieſer 11. Oktober aber war ein Freuden- und Jubeltag für Madagaskar, ein Tag der Erlöſung! Es hat ſich zwar in der Folgezeit gezeigt, daß das Übel der Sklaverei mit dieſem Vertrage noch nicht von Grund aus beſeitigt war. Es fehlten damals im Volke noch die Vorbedingungen eines ſolchen tiefgreifenden Fortſchritts, aber es war doch ein Anfang gemacht, die Sklavenketten zu brechen.

Doch eine andre Erlöſung, als die von irdiſchen Banden, ſollte für Madagaskar jetzt aufgehen durch die evangeliſche Miſſion. 1818 kamen die erſten evangeliſchen Glaubensboten, von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft ausgeſendet, die Miſſionare David Jones und Thomas Bevan nach Madagaskar. Als ſie auf ihrer Fahrt die Inſel Bourbon berührten, verſuchte der daſelbſt befindliche franzöſiſche Gouverneur, ſie von ihrem Werke abſpenſtig zu machen. Er rief ihnen zu: „Die Madagaſſen zu Chriſten machen? Unmöglich! Sie ſind nur Tiere. Sie haben nicht mehr Vernunft als das unvernünftige Vieh, ſind unfähig zu denken und zu urteilen, und ermangeln der gewöhnlichen Fähigkeiten menſchlicher Weſen. Die Franzoſen haben es lange unter ihnen verſucht, und konnten keine geiſtige Befähigung oder Gabe entdecken.“ Die Miſſionare ließen ſich natürlich durch dieſes franzöſiſche Urteil nicht abhalten, ſie landeten am 18. Auguſt 1818 in dem der Hauptſtadt Antananarivo am nächſten gelegenen Hafen Tamatave auf der Oſtſeite der Inſel und wurden freundlich aufgenommen. Es wurde bald eine Schule errichtet, und die Miſſionare waren erſtaunt über die Fähigkeiten der kleinen Madagaſſen. Ebenſo freuten ſich die Eltern derſelben über die Fortſchritte, welche gemacht wurden. Als die ungeſunde Jahreszeit eintrat, kehrten die Miſſionare vorläufig nach der Inſel Mauritius zurück, um hier das Madagaſſiſche fleißig zu ſtudieren. Jones aber blieb nicht lange daſelbſt, ſondern eilte mit Frau und Kind wieder nach Mada-

gaskar zu neuer Arbeit. Da wurden sie vom Fieber ergriffen. Frau Jones starb, während ihr Gatte elend darniederlag. Im folgenden Jahre kam Bevan mit Frau und Kind nach, aber nur — um zu sterben. Mit prophetischem Geiste sagte der sterbende Missionar zu seinem noch krank liegenden Mitarbeiter Jones: „Ich werde sterben, aber du wirst dich erholen und mit deinem Werke fortfahren und zuletzt in der Mission Erfolg haben.“ Kaum war die Todesnachricht nach England gekommen, als sofort neue Boten ausgesendet wurden, um die Lücke auszufüllen. Während dieser Zeit aber hatte der von schwerer Krankheit überaus angegriffene Jones noch mancherlei Leiden zu erdulden und trübe Erfahrungen zu machen, die ihn bewogen, vorläufig wieder nach Mauritius zurückzukehren. Hier lernte er fleißig die madagassische Sprache, hielt auch eine Schule mit Sklavenkindern. Sein Sinnen und Denken aber war auf Madagaskar gerichtet, und nicht lange währte es, so wurde ihm sein Lieblingswunsch erfüllt.

Die erste Aussaat auf Madagaskar durch die evangelische Mission ist eine Thränensaat gewesen. Die verstorbenen Missionsleute aber haben den folgenden Brüdern eine Gasse gemacht! Schon 1820 kehrte Jones in Begleitung eines englischen Regierungsbeamten, des bereits genannten Hastie, nach Madagaskar zurück, um die Hauptstadt der Insel, Antananarivo, zu besuchen und zu erkunden, ob dieselbe ein Missionsfeld zu werden verspreche. Dem Könige Radama waren die Erfolge der Mission auf den Südseeinseln nicht unbekannt geblieben, und so lud er selbst den Missionar ein, zu kommen, ja er schrieb sogar an die Londoner Missionsgesellschaft, sie möchte Missionare, Handwerker, Künstler senden, die sein Volk zu einem civilisierten machen sollten. Jener Brief hat seiner Zeit großes Aufsehen erregt. Welch ein Erfolg! Der König eines großen Landes, früher der Schutzherr der Sklavenhändler und Slavenfänger, nun ein Beschützer der Mission!

Im Dezember 1820 wurde die erste Schule in der Hauptstadt errichtet. Dieselbe wurde jedoch nur von den vornehmsten Kindern, auch von denen des Königs besucht. Als neue Missionskräfte zur Stelle waren, wurde eine Volksschule gegründet, welche zahlreich besucht und in welcher fleißig gelernt wurde. Der König Radama inspicierte öfters persönlich den Unterricht und erfreute sich namentlich an dem Gesang der Kinder, auch an den Fortschritten, welche die kleinen Madagassinnen in weiblichen Handarbeiten machten, in denen sie von den Missionsfrauen unterwiesen wurden. Später wurden auch auf dem Lande Schulen eröffnet, denen zuerst die Bevölkerung großes Mißtrauen entgegenbrachte, weil die Leute glaubten, die Kinder würden nur in diese Häuser gelockt, um verkauft und von den Weißen gegessen zu werden. So wirkte noch die Furcht vor der Sklaverei fort. Nicht eher wurde ihr Mißtrauen beseitigt, als bis der König einmal die Ortsvorstände zusammenkommen ließ und zu ihnen sagte: „Wenn ihr weise und glücklich werden und mir gefallen wollt, so schickt eure Kinder in die Schulen, daß sie gelehrt werden. Denn den Guten, Fleißigen und Weisen werde ich ehren.“ Zum Neujahr 1822 wurde die erste protestantische Taufe auf Madagaskar vollzogen, zwar noch nicht an einem Madagassen, sondern an einem dort gebornen Kindlein eines Missionars. Die Taufe geschah unter allseitiger Beteiligung, namentlich auch des königlichen Hofes.

Wie König Radama dem Schulwesen sich freundlich bewies, kann an folgendem Beispiele gesehen werden. Es wurde dem Könige die Notwendigkeit vorgestellt, daß der Bau eines neuen Schulhauses unternommen werden müsse. Der König schrieb dem Missionar: „Es sagt Radama: Lebe lange, mein Freund, und sei nicht beunruhigt. Ich will ein solches Haus bauen, wie du es wünschest, wenn meine Leute es bauen können. Willst

du aber eins nach der Art derer auf Mauritius haben — wer kann es bauen? Findeſt du einen Mann dazu, ſo will ich das Holz liefern. Es ſagt's dein guter Freund Radama Mandſchaka (d. i. König)."

Ein Akt echt evangeliſchen Sinnes und Weſens vollzog ſich in der Hauptſtadt im Jahre 1822. Alle weißen Chriſten, welche ſich hier zuſammenfanden, kamen dahin überein, die Konfeſſionsunterſchiede der Heimat beiſeite zu laſſen und hier eine evangeliſche Gemeinſchaft zu bilden, um ſo den Madagaſſen zu zeigen, wie die Liebe zum Herrn untereinander eins macht, und wie Chriſtenleute verbunden ſind, fleißig zu ſein, zu halten die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens. (Eph. 4, 3.)

Durch die raſtloſen Bemühungen der Miſſionare und die Empfehlungen des Königs gab es bald 22 Schulen auf Madagaskar, in denen 2000 junge Madagaſſen unterrichtet wurden. Ein weiterer Fortſchritt in der Miſſionsarbeit war die Predigt in der Landesſprache. Beſonders Miſſionar Jeffrey zeigte ſich befähigt, in ihr zu predigen. Leider wurde dieſer treue Diener des Herrn bald von ſeinem Arbeitsfelde abgerufen. Um die Geſundheit ſeines Weibes wieder zu kräftigen, wollte er mit ihr 1825 eine Erholungsreiſe nach Mauritius unternehmen. Unterwegs erkrankte zuerſt das älteſte Töchterchen des Miſſionars und ſtarb. Einige Tage danach fühlte ſich auch Jeffrey krank und ſtarb! Sein Ende iſt ſo erbaulich, daß es den Miſſionsfreunden nicht vorenthalten bleiben ſoll. Als es mit ihm zum Sterben kam, fragte ihn ſeine Gattin: „Biſt du getroſt beim Anblick des Todes?" Er aber antwortete: „Sehr getroſt. Chriſtus iſt ja köſtlich. Ich liebe dich und die Kinder, aber meinen Heiland lieb' ich mehr. Bei ihm zu ſein, wird viel beſſer ſein. Ich überlaſſe dich Gott, der ein Vater iſt der Waiſen und ein Richter der Witwen." Wieder ein Opfer im

Dienſte der Miſſion, in der Nachfolge Chriſti! „Wer ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ (Matth. 10, 34.) Wie der treue Miſſionar Judſon, der Apoſtel Hinterindiens, in die Wellen des Großen Ozeans verſenkt wurde, ſo hat man dieſen in den Wellen des Indiſchen Ozeans begraben. Am großen Auferſtehungstage wird das Meer auch dieſe Toten wiedergeben und wird den treuen Zeugen der Lohn ihrer Arbeit nicht ausbleiben.

Bei dem bisher ſo freundlichen Verhalten des Königs gegen die Miſſionare, bei ſeiner Anerkennung ihrer Thätigkeit, bei ſeinem Eifer für das Schulweſen bleibt es nur merkwürdig, daß Radama nicht Chriſt wurde, ſondern Heide blieb, wenn er ſich auch über das Spukhafte in der alten madagaſſiſchen Religion hinwegſetzte. Den Bemühungen des edlen Haſtie war es aber wenigſtens gelungen, den König zu dem Verbote zu veranlaſſen, an Unglückstagen geborene Kinder auszuſetzen oder zu töten. Auch das Fehdeweſen wurde ſtreng geahndet und dadurch gemindert, dagegen blieb die Tangenaprobe unangetaſtet fortbeſtehen. Radama ſorgte väterlich für ſein Volk. Iſt es nicht aller Achtung wert, wenn er einmal, allerdings etwas großſprecheriſch und ſelbſtgefällig, in einer Volksverſammlung folgendermaßen redete: „Die ganze Inſel iſt jetzt mein, beherrſcht von einem König, regiert nach denſelben Geſetzen, und hat denſelben Dienſt zu thun. Hinfort ſind keine Kriege mehr. Gewehre und Speere mögen jetzt ſchlafen gehen. Ich bin der Vater der Waiſen, der Beſchützer der Witwen und Unterdrückten, der Rächer des Böſen und Unrechts, der Belohner des Guten und Rechten. Hier ſind Soldaten, um die Rebellen zu unterdrücken, falls ſich einer erhöbe, und euch und eure Kinder, euer Leben und Eigentum zu beſchützen. Aus Rückſicht gegen euch müßt ihr jetzt arbeiten, das wüſte Land bebauen und pflanzen, was ihr könnt. Wenn ihr den Boden nicht bearbeitet, ſo ſeid ihr

wie der kleine Ochſe vor euch, ohne Vater und Mutter oder ſonſt jemand, der für euch ſorgt. Binſen wachſen aus der Erde, aber Gold und Silber werden nicht auf euch vom Himmel niederregnen.“

Mittlerweile war die erſte Druckerpreſſe auf Madagaskar aufgeſtellt worden. Im Jahre 1827 wurden als erſte Druckprobe die erſten 23 Verſe des erſten Kapitels vom erſten Buche Moſes verbreitet, und ſelbſtverſtändlich bald mehr. Wo es nur immer ging, wurde Gottesdienſt gehalten und derſelbe von den Madagaſſen fleißig beſucht. Die Zahl der Schüler und der Schulen und der Lehrer wuchs. Das waren hoffnungsvolle Ernteausſichten. Leider ſtarb der edle Haſtie und mit ihm ſchien der gute Geiſt vom König Radama gewichen zu ſein. Er ergab ſich von da an einem zügelloſen und ſchwelgeriſchen Leben. Doch hat er ſich nie feindlich zur Miſſion geſtellt und auch nicht, wie mitunter geſagt worden iſt, es verboten, zum Chriſtentum überzutreten. Er ſtarb, 36 Jahre alt, am 27. Juli 1828. Mit ſeinem Tode ſchließt der erſte Abſchnitt der Miſſionsgeſchichte auf der Inſel Madagaskar. Trübe Zeiten ſollten nun anbrechen für die Chriſten auf dieſer Inſel.

Mit Todesbetrachtungen haben wir dieſe Miſſionsſtunde begonnen, mit ſolchen geſchloſſen: aber hindurch klingt das Wort vom Leben, das in Chriſto iſt, und ſolches Lebenswort muß den Heiden nahe gebracht werden ſo lange, bis ſie es alle vernommen. Weiſen ſie es von ſich, iſt's ihre Schuld. Erfahren ſie es aber nicht, iſt's unſre Schuld. Solche dürfen wir uns nicht aufladen. Darum auf zur Hilfe! „Wer den Namen des Herrn wird anrufen, ſoll ſelig werden. Wie ſollen ſie aber anrufen, an den ſie nicht glauben? Wie ſollen ſie aber glauben, von dem ſie nichts gehört haben? Wie ſollen ſie aber hören ohne Prediger? Wie ſollen ſie aber predigen, wo ſie nicht geſandt werden?“ (Röm. 10, 13—15.) Das laßt euch nicht

vergeblich gesagt sein, und sorgt mit dafür, daß den Heiden Prediger des Evangeliums gesandt werden können.

Herr, wir sind ja deine Christen,
Sollten wir nicht Herz und Hand
Zu dem großen Baue rüsten
Deines Reichs im ganzen Land?
Gieb ein Herz in Liebe warm,
Das des Jammers sich erbarm'
Und die vielen weit Verirrten
Bring' zu dir, dem guten Hirten!
Amen.

---

3. Ranavalona I., die Athalia Madagaskars.

Die Inschrift des silbernen Sarges, der die sterbliche Hülle König Radamas barg, lautete: „Antananarivo, 1. August 1828. Radama Mandschaka, der unter den Fürsten seinesgleichen nicht hatte, Souverän dieser Insel." Unter den größten, aber heidnischen Begräbnisfeierlichkeiten und ungeheurem Aufwande war Radama zur Erde bestattet worden. Seine Gattin ersten Ranges, Ranavalona, hatte sich zur Königin aufgeworfen und alles angeordnet, was zur Erhöhung der Feierlichkeit eines heidnischen Begräbnisses beitragen konnte. 13 000 Ochsen allein hatte sie schlachten und verteilen lassen. Übrigens sei hier mit bemerkt, daß die Trauerfarbe der Madagassen nicht schwarz, sondern weiß ist. Mit dem Tode Radamas schloß der erste Abschnitt der Missionsgeschichte auf Madagaskar, mit dem Regierungsantritt Ranavalona begann der zweite, für die Entwickelung der Missionsarbeit verhängnisvolle. Während früher die Mission unter dem Wohlwollen König Radamas ihre

segenbringende Arbeit thun konnte, wurde ihr nun von seiten dieser Königin jedweder Widerstand entgegengebracht. Es begann unter Führung der Königin ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Heidentum und Christentum, vorderhand noch mehr im geheimen, dann mit offenen Gewaltmitteln. In der Königin Ranavalona verkörperte sich gleichsam das alte heidnische Wesen; Grausamkeit, Blutgier, Sinnlichkeit waren die Grundzüge ihres Charakters. Wer sich widersetzte, wurde vernichtet. Sie war eine blutbefleckte Tyrannin im vollsten Sinne des Wortes. Sie gehörte zu denen, von welchen es heißt: „Ihre Füße laufen zum Bösen und eilen, Blut zu vergießen.“ (Spr. 1, 16.) Ihr Wille war das einzige Gesetz.

Eigentlich hätte ein Neffe Radamas ihm in der Regierung folgen sollen, aber er wurde beiseite geschoben und zum Tode verurteilt. Er war, wenn auch noch nicht getauft, doch ein Christ. Vor seinen Augen wurde ihm sein Grab gegraben, und betend starb er. Sein Vater wurde gleichfalls ermordet; seine Mutter mit einem Kinde unter dem Herzen in eine Fieberregion verbannt und da zu Tode gequält und geängstigt. Ein Bruder dieser Frau wurde gespießt, ein Bruder Radamas zum Hungertode verurteilt. Auch ein Vetter des Königs fand seinen Tod und mit diesem noch andre! Ranavalona gleicht jener berüchtigten Athalia, der Mutter des Königs Ahasja, von der es im zweiten Buch der Chronika Kap. 22, 10 heißt: „Da aber Athalia, die Mutter Ahasjas, sahe, daß ihr Sohn tot war, machte sie sich auf und brachte um allen königlichen Samen im Hause Juda.“

So ward ihr Regierungsantritt mit Blut und Mord befleckt! Noch grausamer wurde sie, nachdem sie ihren bisherigen Berater nebst dessen Familie dem Tode anheimgegeben und ein Brüderpaar ihre Gunst erlangt hatte. Die Königin fürchtete sich vor den Häuptlingen mancher von Radama unterjochten Stämme

und fing an, hier und dort mit ihrem Heere Überfälle auszuführen, die aber schließlich nichts anderes waren, als gemeine Raubzüge. Schreckliche Grausamkeiten sind da verübt worden. Massenschlächtereien wurden ausgeführt, schonungslos Tausende und aber Tausende in die Sklaverei geschleppt. Zehntausende von Madagassen sind in den ersten zehn Jahren ihrer Schreckensregierung ums Leben gekommen.

Daß das Evangelium aber nicht vergeblich gepredigt worden war, konnte an dem Benehmen so mancher Soldaten gesehen werden, die Christum kennen gelernt hatten. Wo sie nur konnten, suchten sie das Elend der gefangenen und hart geplagten Landsleute zu mildern, und mitten unter dem Zeltlager der Heiden wurde christlich gebetet und gesungen.

Gegen die Missionare ging Ranavalona nicht gleich mit Gewalt vor. Sie ließ ihnen sogar sagen, sie werde im Geiste und im Sinne Radamas regieren und namentlich dem Schulwesen ihre Fürsorge zuwenden. Das waren aber nur leere Worte und Redensarten. Wie sie zum Christentum stand, kam schon an ihrem Krönungstage zum Ausdruck, wo sie sich zwischen zwei Götzenbilder stellte. Die heidnischen Priester kamen sogleich wieder zu Ehren. Wie wenig von ihren Versprechungen für die Schule zu halten war, erkannte man unter anderem daran, daß während der Landestrauer 6 Monate lang weder Unterricht gehalten, noch öffentlich gepredigt werden durfte! Einen Missionsabgeordneten ließ sie nicht zur Audienz kommen, ihn vielmehr als einen Gefangenen behandeln, bis es ihr gefiel, ihn freizugeben. Dem Nachfolger des edlen Hastie ging es noch schlimmer. Ranavalona ließ ihm sagen, sie kümmere sich nicht im geringsten um den Vertrag mit England, den Radama abgeschlossen. Als jener Regierungsagent Madagaskar verlassen wollte, wurde er aufs schändlichste gemißhandelt. Er erkrankte an den Folgen der Mißhandlung und starb.

Dazu wendete sich Ranavalona voll und ganz dem heidnischen Unwesen wieder zu. Zauberei und Hexerei machten sich aufs neue breit, Kindermord und Tangenaprobe wurden oft, ja fast täglich ausgeübt. Nun fing die Königin auch an, ihre Waffen direkt gegen die Mission zu richten. In den Dörfern, welche als Wohnsitze der Hauptgötter angesehen wurden, durfte keine Schule mehr gehalten werden. 700 eingeborne Lehrer und Schüler wurden unter die Soldaten gesteckt. Das schreckte selbstverständlich die Eltern ab, ihre Kinder zur Schule zu bringen, und die Zahl der Schüler schmolz bald auf die Hälfte zusammen. Doch war es noch immer nicht zu einer eigentlichen Gewaltthat gegen die Christen und zu wirklicher Verfolgung gekommen. Ja es schien sogar, als ob es Ranavalona gar nicht so böse mit der Mission meine. Dies kam aber daher, daß sie mit Frankreich in einigen Konflikt geraten war und sich des englischen Ansehens bedienen mußte, um Frankreich die Spitze bieten zu können. Während dieser allerdings nur kurzen Konfliktszeit konnte die Missionsarbeit wieder freier gethan werden.

1830 war das Neue Testament im Druck fertig, dazu auch verschiedene Teile des Alten Testamentes, ein Katechismus und kleinere Schriften, welche nun über ganz Madagaskar hin verbreitet wurden. Es zeigte sich überall ein reges Verlangen nach dem Worte Gottes. Ein Missionar konnte aus dieser Zeit berichten: „Unterredungen über Gegenstände der Religion sind unter den Eingebornen häufig, und das gepredigte Wort erfaßt die Gewissen der Leute mit eindringlicher Macht. Mein bester Drucker, ein Sklave, ist voll vom Heil in Christo und preist es jedermann an.“ In einer Vorstadt Antananarivos wurde um diese Zeit eine Kapelle gebaut, in der Stadt selbst ein Betsaal eingerichtet, und welch eine Freude: am 29. Mai 1831 konnten die Erstlinge aus den Madagassen getauft werden! Ja, selbst ein Zauberer bekehrte sich und wurde ein eifriger Ver-

kündiger des Evangeliums. Im Monat Auguſt desſelben Jahres vereinigten ſich die bereits Getauften zu einer nach einer einfachen Kirchenordnung ſich richtenden Kirchengemeinſchaft. Das war doch ein erfreulicher Erfolg und der vielen Arbeit und Mühe wohl wert. Miſſionar Jones verließ um dieſe Zeit die Inſel und andre Miſſionare traten an ſeine Stelle.

Nach Sonnenſchein aber folgt Regen! Nach Freude kommt Leid! Nach Ermutigung auch Entmutigung. Einige Hofbeamte wollten ſich taufen laſſen. Das mißfiel der Königin und dieſes Mißfallen genügte, die Taufe zu hintertreiben. Wie raffiniert Ranavalona im Erfinden von Hinderniſſen war, beweiſt die Anwendung eines Verbotes des verſtorbenen Radama gegen den Gebrauch geiſtiger Getränke. Die Königin unterſagte mit einem Male den Gebrauch des Weins beim Abendmahl. Es mußte von da an Waſſer dazu verwendet werden. Chriſtliche Soldaten durften auch nicht mehr an den Gottesdienſten teilnehmen. Von 1832 ab wurden auch die Schulen beſchränkt. Sklaven durften nicht mehr leſen lernen. Einflußreiche Miſſionare wurden verbannt.

Trotz alledem ging das Miſſionswerk ſeinen Gang. Viele Tauſende von Schriften wurden verbreitet. Miſſionare durchzogen noch das Land. Man fing ſogar an, da und dort mit dem Zauberweſen zu brechen. Die Glaubensboten konnten ſchon Zeugen ſein von dem ſeligen Hingang verſchiedener chriſtlicher Madagaſſen. Wir wiſſen ja, die heidniſchen Madagaſſen lebten und ſtarben in der Furcht. Hoffnungslos, troſtlos war ihr Sterben. Sie pflegten daher beim Sterben faſt kindiſch zu jammern und zu klagen. Iſt's nicht eine Freude, wenn nun ein ſterbender Madagaſſe ausruft: „Ich gehe zu Jehovah-Jeſus. Jeſus holt mich; ich fürchte mich nicht.“ Der ſo geſprochen, war einer von denen, die als Erſtlinge getauft worden waren. Er war nur ein armer Sklave geweſen, aber er hatte in Chriſto

die rechte Freiheit gefunden, und oft hat er's ausgesprochen: „Ich bin nur ein armer Sklave, aber nichtsdestoweniger traue ich mir zu, daß ich den Herrn Jesum liebe."

Die heidnische Partei am Hofe der Königin Ranavalona hatte unterdessen immer mehr und mehr gegen das Christentum gehetzt, und die Königin gegen das Missionswerk aufgebracht. Als sie eines Tages an einer Kapelle vorüberging und die Gemeinde singen hörte, sagte sie: „Diese Leute werden nicht eher aufhören, bis einigen von ihnen der Kopf abgeschlagen ist." Ja, sie verschwor sich, alle Hausbesitzer, in deren Häusern Gebetsversammlungen abgehalten würden, umzubringen. Nur dem Zureden einiger verständiger Leute am Hofe gelang es, sie für jetzt von diesem Entschlusse abzubringen. Ein alter Rat rief der Königin zu — es soll seine Rede zugleich ein Zeugnis sein für das christliche Wesen auf Madagaskar —: „Ich habe die Christen jahrelang beobachtet und habe keine aufrichtigeren, fleißigeren, zuverlässigeren Leute gesehen als die, welche die Gebetsversammlungen besuchen. Sie haben auch mehr Kenntnis als die meisten andern. Deine Vorfahren, o Königin, haben großen Wert auf treue Unterthanen gelegt. Ich fürchte, wenn du etliche von den jungen Leuten, die den Unterricht der Europäer genossen, tötest, so wird der Schade dein sein. Dies sind meine Gedanken, o Frau, und ich kann sie nicht verbergen, was immer daraus entstehen mag." Das besänftigte die Königin eine Weile, aber bald wurde der Eindruck, den diese Worte gemacht, wieder verwischt. Die heidnische Partei ergriff jedes Mittel, um die Königin gegen das Christentum zu reizen, und einem heidnischen Häuptling gelang es, Ranavalona zu dem Entschluß zu bringen, die Christen zu verfolgen und dem verhaßten Christentum ein Ende zu machen. In theatralischer Weise redete derselbe die Königin an: „Ich bin gekommen, dich um einen Speer zu bitten, einen blanken, scharfen Speer." Als

die Königin fragte, „wozu?“ fuhr er fort: „Ich habe die Schmach gesehen, welche den Göttern, den geheiligten Hütern des Landes, durch den Einfluß der Fremden angethan wird, wie die Herzen des Volkes von den Sitten der Väter, von der Königin und ihren Nachfolgern durch ihren Gottesdienst, ihre Brüderschaft, ihren Unterricht, ihre Bücher abgewendet werden. Schon haben die Fremden viele von Rang und Ansehen am Hofe und im Heere für sich gewonnen, auch viele Pächter und Bauern und Scharen von Sklaven. Dies alles ist nur Vorbereitung. Aus ihrer Heimat wird auf ihren Wink ein Kriegsheer kommen und das Land in Besitz nehmen, was nicht schwer halten wird, denn das Volk ist seiner Regierung entfremdet und den Fremden geneigt. Dieses Unglück will ich nicht erleben; darum, o Königin, fordere ich von dir einen Speer, um mein Herz zu durchboren.“ Wir sehen, wie geschickt die Heiden reden und Wahrheit und Lüge miteinander vermischen konnten, wenn es galt, dem eignen Vorteil das Wort zu reden, und wie die Selbstsucht und Angst, an Einfluß zu verlieren, sie zu rachsüchtigen, boshaften Anschlägen verleitete. Leider blieben derartige Aufreizungsversuche nicht ohne Erfolg.

Am 26. Februar 1835 wurde gerade im Gottesdienste der Christengemeinde der Hauptstadt über das Evangelium vom Sturme auf dem Meere gepredigt und wie die Jünger riefen: „Herr, hilf uns, wir verderben! Da erschien ein königlicher Botschafter und verlas einen Erlaß, nach welchem den Missionaren und Weißen auf der Insel gestattet sei, ihren Gottesdienst zu halten, die Eingebornen aber fortan sich aller christlichen Gemeinschaft zu enthalten hätten. Dasselbe wurde auch dem Volke mitgeteilt, und diejenigen, welche zu den Christen hielten, aufgefordert, sich binnen vier Wochen und sogar schließlich binnen einer Woche bei der Behörde anzumelden. Ein gewaltiger Schrecken erfaßte alle, welche mit dem Christentum in Berührung

gekommen waren. Nicht wenige drängten sich herbei, um die Königin um Gnade anzuflehen, aber viele kamen auch und bekannten sich frei und offen zum Christentum und ließen sich als Bekenner von der heidnischen Obrigkeit einzeichnen. Die Häuser der Missionare vereinsamten: die Kapellen und Betsäle blieben leer! Aber in dunkler Nacht, an abgelegenen Plätzen, kamen die Christen zusammen und hielten ihre Gottesdienste im Verborgenen. Da wiederholte sich das rührende Schauspiel, welches die christlichen Bekenner in den römischen Christenverfolgungen gegeben. Die madagassischen Christen stärkten sich durch gegenseitiges Ermahnen zur Ausdauer in der Trübsal, zur Treue in der Verfolgung.

So waren einmal einige Frauen zusammengekommen und redeten ängstlich und verzagt von den Strafen, welche sie zu gewärtigen hätten, wenn sie beim Bekenntnis von Christo blieben, und wie sie sich wohl kaum getrauten, Treue zu halten. Da kam aus einem entfernten Ort ein bewährter Christ zu ihnen und sie bekannten ihm, was ihr Herz drückte und bewegte. „Habt ihr heute Gottes Wort gelesen?“ fragte er. Sie mußten zugestehen, daß sie es vor lauter Angst und Besorgnis zu thun vergessen. „Habt ihr im Gebet mit Gott gerungen?“ fragte er weiter. Sie mußten einräumen, daß sie es wohl versucht, aber in ihrer Aufregung es nicht fertig gebracht. „Ich wundre mich darüber nicht,“ sagte der späte Gast, „laßt uns nun den 46. Psalm beten!“ Mit feierlichem Ernst hob er dann an zu lesen: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben,“ bis zum Schluß des Psalmes: „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Danach betete er inbrünstig mit jenen verzagten Frauen, und wunderbar gestärkt erhoben sie sich; und wenn je wieder Angst und Besorgnis das Herz ergreifen wollten, der 46. Psalm half ihnen über alle solche Anfechtung hinweg! Sollten wir uns

nicht ein Beispiel nehmen an dem Glaubensmute dieser Christen, an ihrem zuversichtlichen Gebete, an ihrer Liebe zum Worte Gottes? Auch wir sind schon von Trübsal heimgesucht, von Anfechtungen aller Art nicht freigeblieben — haben wir Hilfe, Trost und Beistand gesucht im Worte Gottes? Können wir mit gutem Gewissen mit dem Psalmisten sagen: „Das ist mein Trost in meinem Elende; denn dein Wort erquicket mich“? (Ps. 119, 50.)

Die erste Woche war nun vorüber, und in dem jetzt erscheinenden Edikte der Königin wurde bestimmt, daß diejenigen, die sich selbst angegeben, zwar den Tod verdient hätten, aber am Leben bleiben sollten, jedoch mit Verlust ihrer Ehren und Würden. Ein Verwandter der Königin wurde vom General zum Unteroffizier degradiert. Die übrigen aber hatten einen Ochsen zu schaffen und einen Thaler als Buße zu zahlen. 400 Madagassen verloren so ihren Rang, ihr Amt, 2000 wurden mit Geld bestraft. In der zweiten Woche wurde der Befehl erlassen, daß alle christlichen Bücher und Schriften abzuliefern seien. Viele brachten dieselben, andre verbargen aber die teuren Schätze. Bald mußten auch die Missionare das Land verlassen. Ein armer Madagasse, der davon gehört und noch keine Bibel besaß, kam 25 Stunden weit her, um nur noch von einem der Missionare, bevor sie das Land verlassen würden, eine Bibel zu erhalten. Er empfing sie. Freudig rief er aus: „Dies enthält die Worte des ewigen Lebens. Es ist mein Leben, und ich will zu demselben Sorge tragen, wie zu meinem eignen Leben!“

Im Juli 1836 waren keine Missionare mehr auf Madagaskar. Sie hatten sich auf die benachbarte Insel Mauritius begeben. War denn aber die Missionsarbeit auf Madagaskar vergeblich gewesen? Durchaus nicht. Die Mission hatte ja schon viel Segen gestiftet, nicht erfolglos den Kampf wider das

Heidentum geführt und bereits ungemein viel beigetragen zur ſittlichen Hebung des Volkes. Die Segnungen eines kultivierten Landes fingen an, trotz allem Widerſtande des heidniſchen Weſens ſich fühlbar zu machen. Der Same des göttlichen Wortes war ausgeſtreut. Das Wort des Herrn bleibt niemals ohne Wirkung, und ſo gehörte ſchon eine gute Anzahl Madagaſſen zu denen, die da wiederum geboren ſind nicht aus vergänglichem, ſondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Worte Gottes, das da ewiglich bleibet (1. Petr. 1, 23). Die junge Pflanzung konnte von dem herannahenden Unwetter wohl bedroht, gefährdet, geſchädigt, aufgehalten, aber nicht vernichtet werden.

Noch brach der eigentliche Verfolgungsſturm nicht aus; es ſchien ſogar eine Zeit der Ruhe eintreten zu wollen. Ranavalona ſchickte ſelbſt um dieſe Zeit eine Geſandtſchaft nach England und Frankreich, um mit dieſen Mächten in freundliche Beziehungen zu treten. Als dem König von England hierbei eine madagaſſiſche Bibel überreicht wurde, ließ die Königin den Geſandten ausdrücklich ſagen: „Saget der Königin von Madagaskar von mir, daß ſie nichts ſo Segensreiches für ihr Land thun kann, als die chriſtliche Religion aufzunehmen.“ Ranavalona hat freilich dieſe Mahnung nicht beachtet.

Die heidniſche Partei hatte gehofft, die Chriſten würden von ſelbſt wieder zu den heidniſchen Gebräuchen übergehen, wenn die Miſſionare nicht mehr zugegen wären. Das war natürlich eine Täuſchung. Denn wer einmal vom Geiſte Chriſti ergriffen iſt, fällt nicht ſo leicht wieder ab. Das hat die Geſchichte der Chriſtenverfolgung auf Madagaskar bezeugt, das bewieſen auch jetzt ſchon verſchiedene Schreiben, welche die eingebornen Chriſten den Miſſionaren nachſchickten: Zeugniſſe köſtlichen Glaubensmutes und unerſchütterlichen Vertrauens auf den Herrn. So heißt es in einem derartigen Schreiben: „Ungeachtet wir jetzt von

Traurigkeit heimgesucht sind, fürchten wir uns doch nicht, denn viele lieben das Gesetz Christi und gehorchen ihm. Als der Apostel Paulus den Jüngern predigte, ermahnte und ermutigte er sie, auszuharren im Glauben, und sagte ihnen, daß wir durch viele Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Wir sind jetzt wie sie. Aber wir wissen wohl, wenn wir vor Trübsal und Verfolgung zurückbebten, so wären wir nicht wert, den Namen Christi zu tragen. Allein wir wissen, an wen wir glauben und auf wen wir vertraut haben, und der ist jetzt unsre Zuversicht." Andre schreiben wieder: „Durch Gottes Segen sind wir alle wohl, und unser Stand ist wachsender Frömmigkeit und sich mehrender Zahl. Wir können uns öfter zu Gottes Lob und Preis versammeln, wie beschrieben ist 2. Kor. 6, 7—10." Ein Sklave, aber ein Freier in Christo, bezeugt: „Mein Herr spricht noch im Zorn mit mir wegen meiner Anhänglichkeit an Gottes Wort. Aber ich sehe die Worte an, die Paulus geschrieben: ‚Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andre Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.' (Röm. 8, 35—39.) Gott sei Dank, der uns solche Worte des Lebens, wie diese, hat sehen lassen."

Solchen Zeugnissen gegenüber müssen auch die größten Gegner der Mission schweigen und durch ihr Schweigen das Zugeständnis machen, daß die Mission doch eine gute Sache ist. So haben Leute geschrieben, die wenige Jahre vorher noch gar

keine Kenntnis hatten, nicht schreiben und lesen konnten und was den Aberglauben und heidnischen Irrtum anlangt, auf der niedrigsten Stufe standen. Und nun ein solches Bekenntnis, dem das Siegel der Wahrhaftigkeit aufgeprägt ist. Wenn vielleicht madagassische Christen in Gegenwart der Missionare so gesprochen hätten, vielleicht gar in Erwartung eines irdischen Vorteils, so könnte ja in die Aufrichtigkeit eines solchen Bekenntnisses Zweifel gesetzt werden; aber jetzt sprachen es Christen aus, die, einzig auf sich allein angewiesen, dem Ansturm des Heidentums Widerstand leisten mußten, umgeben von Gefahren aller Art, ja in derselben Lage, in welcher Luther bekennt: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn. Das Reich muß uns doch bleiben." Die Mission wirkt doch Großes und Herrliches durch die Predigt des Evangeliums von Christo. Was keine Bildung, keine Kultur zu vollbringen im stande ist, vermag die Mission: sie macht aus wilden und ungesitteten Menschen nicht nur gebildete und gesittete, sondern Gotteskinder. Die Missionsarbeit ist die gewinnbringendste: eine Menschenseele ist ja mehr wert, als die ganze Welt. Die Missionsarbeit ist aber auch die allerschwerste, weil sie gethan werden muß in völliger Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung, in wirklicher Nachfolge Christi. Versäumt es nicht, mitzuhelfen bei solcher Arbeit. Seid fleißig zu hören von dem, was durch die Mission gethan worden ist, und euch zu freuen an den Werken des Herrn, seid eifrig zu beten für die Mission und willig zu opfern. Dein Herr und Heiland hat so Vieles und so Großes für dich gethan: was thust du für ihn?

Helft Seelen retten! Wirkt mit Macht!
Gott kommt euch jetzt entgegen.
Noch währt der Tag, bald kommt die Nacht;
Wer wird es dann vermögen?
Hört, wer sein Pfund vergräbt, verdirbt,
Weil er kein andres sich erwirbt.

Wirkt freudig! Denn das Himmelreich
Muß bald auf Erden kommen!
Dem Laster Krieg! Auf rüstet euch
Mit allen wahren Frommen!
Wer Gottes Wahrheit recht erkannt,
Der ist von Gott auch ausgesandt.
Amen.

---

4. Die große Verfolgung.

„Man schilt uns, so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir, man lästert uns, so flehen wir. Wir sind stets als ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute.“ (1. Kor. 4, 12. 13.) So schreibt der Apostel Paulus den Korinthern. Das war christliche Leidenserfahrung, und solche haben die madagassischen Christen durch zwei Jahrzehnte hindurch dulden müssen. Sie haben's in That und Wahrheit erfahren, was der Herr seinen Jüngern voraus verkündigte: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen.“ (Joh. 15, 20.)

Wir lesen in der Geschichte der ersten großen Christenverfolgungen unter der römischen Tyrannei, wie neben einer ganzen Wolke von Zeugen der greise Simeon, Bischof von Jerusalem, den Märtyrertod starb, ebenso der Bischof Ignatius; wie in Smyrna der greise Polykarpus auf dem Scheiterhaufen noch jubelte in der Freude, der Märtyrerkrone gewürdigt zu sein; wie die zarte Blandina, auf glühendem eisernen Stuhle geröstet, unter allen Martern ihren Glauben bekannte und dabei blieb: „Ich bin eine Christin und unter Christen wird nichts Böses gethan;“ wie der fünfzehnjährige Ponticus gleiche Qualen mit gleichem Heldenmute ertrug; wie die 22jährige Perpetua

trotz Kerker und Martern, trotz Flehen und Bitten seitens der Eltern, des Gatten standhaft blieb und den Zeugentod durch die Hörner einer wilden Kuh und die Dolchstiche eines Gladiators erlitt; oder das Beispiel der heldenmütigen Felicitas oder des Diakonen Laurentius, der auf glühendem Roste um des Glaubens willen zu Tode gemartert wurde. Solche Dinge sind auch auf Madagaskar in der Mitte des 19. Jahrhunderts geschehen, und viel zu wenig hat die Welt erfahren von der Herrlichkeit des Christenglaubens, der sich dort unter Kreuz und Trübsal bewährte und dieser Zeit Leiden für nichts erachtete gegen die unvergängliche Krone. Diese Christenverfolgung, die in der Neuzeit nirgends ihresgleichen gefunden hat, dauerte gegen 25 Jahre. Dennoch ist es der Königin nicht gelungen, den verhaßten Glauben auszurotten. Sie glaubte, mit der Entfernung der Missionare die wichtigsten Lebensadern der jungen madagassischen Kirche unterbunden zu haben. Das erwies sich aber als ein Irrtum. Als jene Glaubensboten gingen, blieb doch die beste Kraft- und Trostquelle der Christen im Lande, die Bibel, deren Übersetzung und Druck beim Ausbruch der Verfolgung eben beendet war. Und weil die Neubekehrten in der Bibel gut bewandert waren, konnten nach wie vor an vielen Orten Erbauungsversammlungen gehalten werden, nur daß die Christen sich jetzt unter dem Schutze der Nacht oder in abgelegenen Walddickichten versammeln mußten, um sich in dieser schweren Zeit gegenseitig zu stärken. Wenn man die Berichte davon liest, wird man unwillkürlich an die Zusammenkünfte in den Katakomben Roms während der großen Christenverfolgungen in der alten Kirche erinnert. Die Freunde in England haben mehr als einmal versucht, der Märtyrerkirche zu Hilfe zu kommen. Aber weder diplomatische Verhandlungen, noch die mutigen Reisen einzelner Missionare nach Antananarivo nützten etwas. Die Königin entwickelte einen passiven Widerstand gegen ausländische

Einflüſſe; die ankommenden Miſſionare wurden regelmäßig vor Eintritt der Regenzeit wieder aufs Schiff gebracht, „damit ihre Geſundheit nicht Schaden litte“, wie ſich Ranavalona beſchönigend ausdrückte.

Was die eingebornen Chriſten in dieſer ganzen Zeit gelitten haben und wie trotzdem ihre Zahl nicht zurückging, ſondern wuchs, wollen wir nun im Einzelnen ſehen.

Viel neue Chriſten waren durch den Glaubensmut der Zeugen gewonnen worden. Nach 9jähriger Verfolgungszeit wurde in einem Briefe geſchrieben: „Wunderbar in der That iſt der Segen Gottes, denn er hat eure und unſre Gebete erhört. Die Zahl der Lernenden wächſt ſehr. Sagen Sie allen, die Sie kennen, daß, was bei den Menſchen unmöglich, bei Gott möglich iſt, und wenn er wirkt, ſo kann es niemand hindern. Laſſen Sie uns, Ihre Kinder, nicht aus der Acht; denn Gott will ſie nicht aus der Acht laſſen, und er wird uns noch überſchwenglicher helfen. Seien Sie ernſtlich im Gebete, o geliebte Freunde, denn Gebet iſt Macht und Kraft und Leben. Gott hört Ihre Bitten und ſendet uns ſeine Antworten. Die Regierung hat ſich noch nicht geändert. Aber wenn wir Gottes Wort durchgehen, zumal die Stellen, die für uns paſſen, ſo gewinnen wir Hoffnung und Vertrauen. Denn wenn Gott für uns iſt, wer kann wider uns ſein? Die Chriſten in Madagaskar entbieten allen, die in Chriſto Jeſu ſind, ihren Gruß. In ihm ſind Freunde, die einander lieben, wenn auch getrennt, dennoch vereinigt in eins.“ Wie klingt dies doch ſo unverzagt, ſo mutig, ſo vertrauensvoll, ſo hoffnungsreich, während das Schwert über ihnen drohend erhoben war! Es fand eine wirkliche Erweckung zu jener Zeit ſtatt. Ja ſelbſt der Sohn der Königin, Prinz Rakoto, näherte ſich dem Chriſtentum, und ſeinem Einfluß gelang es, manches Unheil von den Verfolgten abzuwenden, manchen Gefangenen und Verurteilten zu erlöſen.

Ranavalona hatte eine ganz besondere Vorliebe für diesen Prinzen. Was sie bei andern mit dem Tode bestrafte, ließ sie hier ruhig gehen. Auch ein Vetter Rakotos wurde für das Christentum gewonnen.

Während dieser ganzen Zeit ging das Christentum unter den Madagassen trotz aller Verbote und Edikte seinen Gang. Immer gefestigter wurde die christliche Erkenntnis und Überzeugung. Wahrhaft erquickend lautet ein Zeugnis aus dem Jahre 1847: „Wie wunderbar ist die Macht Gottes, wie wir sie jetzt sehen in dem Geiste ernstlichen Forschens, der sich bei den Leuten zeigt. Sie kommen, den Herrn zu suchen in dem Gefängnis mit den Gefangenen, an den Zufluchtsstätten der Verfolgten, in den Bergen und Höhlen der Felsen. Wann und wo immer sie mit einigen zusammenkommen können, die den Herrn anrufen, dahin ziehen sie sich zurück. Den Gefangenen sind die Bande des Gefängnisses süß, sie schämen sich nicht länger derselben. Sagt allen Gemeinden in eurem Lande, daß wir hungern nach dem Brote des Lebens. Sinnt auf irgend eine Weise, uns Bibeln zu senden; denn wir sind wie Hungrige an einer Schüssel. Die Verfolgung hat die Ausbreitung des Wortes Gottes nicht verhindert, sondern eher weiter geführt. Die Bande der Gefangenen und das Blut der Märtyrer haben das Wachstum des göttlichen Wortes in den Herzen befördert. — Die Fünf im Gefängnis haben jeder einen Wächter. Sie reden das Wort zu allen, welche sie sehen, und auch die Gefangenwärter sind Christen geworden. Dies erfüllt die Herzen der Leute mit Staunen. Gelobt sei Gott! Das Blut Jesu erlöst uns, rettet uns und reinigt uns von aller Sünde. Durch einen großen und starken Ruf hat Christus uns berufen, und wir sind seinem Rufe gefolgt."

Ein neuer Feind war unterdessen gegen die Christen aufgetreten. Ein Bruder jenes Vetters des Prinzen Rakoto, von

dem wir schon gehört, Namens Ramboſalama war es, der den Rakoto grimmig haßte, weil er ihm in der Thronfolge im Wege ſtand. Dieſem Haſſe war auch ſein Chriſtenhaß entſprechend, und er hetzte, ſoviel er nur konnte, die Königin zu neuen Gewaltmaßregeln an. Am 19. Februar 1849 wurden zwei Häuſer, in denen Gebetsverſammlungen gehalten wurden, völlig zerſtört, eine Anzahl Chriſten wurden in Feſſeln gelegt und bekannt gemacht: „Es darf keine neue Religion im Lande eingeführt werden, beſonders die der Chriſten nicht. Die Taufe, die Feier des Sonntags, das Nichtſchwören bei Vater oder Mutter oder bei der Königin, die Weigerung, den Göttern Ochſen zu ſchlachten und ſie zu verehren, ſei verboten. Kommt deshalb und bekennt, die ihr euch hierin ſchuldig gemacht habt, damit ich euch die entſprechende Strafe auflegen kann. Wer nicht bekennt, und er wird angeklagt, der ſoll ohne Barmherzigkeit geſtraft werden.“ Von allen Seiten her wurden nun Chriſten zuſammengetrieben und eingekerkert. Mutig und ſtandhaft aber blieben ſie bei ihrem Bekenntnis und waren bereit, alles um des Glaubens willen hinzugeben.

So wurden 162 zur Sklaverei verurteilt, und wir wiſſen, was das auf Madagaskar zu bedeuten hatte. 6 wurden zu ſtrengem Kerker verdammt, 109 mit Peitſchenhieben, über 2000 mit Geldbußen beſtraft. 18 wurden mit der Todesſtrafe belegt und wie ſind ſie geſtorben! So mutig, ſo freudig, ſo ergeben! In der Nacht vor ihrer Hinrichtung, während ihre freien Glaubensgenoſſen im Gebete für ſie rangen, ſtimmten ſie fröhlich Glaubenslieder im Gefängnis an! So ſangen ſie: „Wenn ich werde ſterben, und die Freunde laſſen, wenn ſie um mich weinen, wenn der Geiſt geſchieden, werd' ich glücklich ſein.“ Früh morgens wurde jeder an eine Stange gebunden und nach dem Richtplatz geſchleppt. Ihren Mund hatte man mit Lumpen verſtopft. Augenzeugen berichten, daß ihr Geſicht geleuchtet

hätte, wie Stephani Angesicht. Nach einem steilen Felsen, der über einem Abgrund hing, ging der Zug der Verurteilten. Man band sie einzeln an ein Seil und ließ sie erst ein wenig über dem Abgrund schweben, in der Erwartung, daß sie dem Christentum entsagen würden. „Willst du das Beten sein lassen?“ Und jedesmal erfolgte ein bestimmtes „Nein“. Der Strick ward zerschnitten und nieder schmetterte der Körper in den Abgrund! Das ist Glaubenstreue, das ist Heldenmut. So starben 14, während 4 andre Bekenner, die dem Adelsgeschlechte angehörten, lebendig verbrannt werden sollten, unter ihnen ein Ehepaar. Bald loderte der Scheiterhaufen um die Bekenner. Keine Klage wurde laut, nur Lobgesang und Beten. Ach! das Herz krampft sich zusammen, wenn man nun hört, daß die Ehefrau des einen Zeugen Mutterhoffnungen hatte und hier auf dem brennenden Scheiterhaufen ein Kindlein gebar, das gleichfalls von den Flammen verzehrt wurde! „O Herr, nimm unsern Geist auf; denn deine Liebe zu uns hat dich zu uns getrieben! Rechne ihnen diese Sünde nicht zu!“ So seufzten sie sterbend. Ein Augenzeuge erzählt: „Sie beteten, solange noch Leben in ihnen war. Dann starben sie still und sanft. Und erstaunt waren alle die Leute, welche sie verbrennen sahen.“

Noch ein Zeugnis von christlichem Heroismus. Die Soldaten, welche um den Scheiterhaufen standen, riefen höhnend: „Wo ist nun Jehovah? Warum kommt er nicht und nimmt sie hinweg?“ Aus den lodernden Flammen erscholl aber: „Jehovah ist hier; er nimmt uns an einen bessern Ort.“ Auf den brennenden Scheiterhaufen wurden dann noch die herbeigeschleiften, zerschmetterten Leichname der vom Felsen Gestürzten geworfen und zu Asche verbrannt.

Mit barbarischer Grausamkeit wurden die armen Christen Madagaskars gehetzt und gejagt, geplagt und geknechtet; aber

ſie hielten ſtand. Was einer der treuen Zeugen von ſich geſagt, gilt von den andern auch. „Ich war zur Sklaverei verurteilt und zu 30 Thaler Buße. Mein Weib und meine Kinder wurden gleichfalls zu Sklaven gemacht. Mein ganzes Eigentum wurde mir genommen. Ich war Adjutant und bis zum erſten Ehrengrade befördert. Dieſer Ehre ward ich entſetzt und zum gemeinen Soldaten degradiert, mußte deſſen Dienſte thun, bis ſich meine Haut abſchälte wie die einer Schlange. Denn wir durften weder Hut noch Hemd tragen. Wir hatten nur einen Gürtel um die Lenden. Gelobt ſei Gott, der uns unſre Laſten tragen hilft.“

In dunkler Nacht kamen die Bedrängten zuſammen. Trotz der Verbote gab es in der Hauptſtadt bald wieder 7 Bethäuſer. Was aber als das Höchſte gelten kann: kein Haß erfüllte das Herz der Verfolgten gegen ihre Verfolger. Sie thaten nach dem Beiſpiele des großen Dulders, der nicht drohete, da er litt. Er ſtellte es aber dem heim, der da recht richtet. Was den Chriſten jedoch Kraft gab zu überwinden, war das Wort Gottes und das Gebet. Mit Recht wird das Gebet auch bezeichnet als Waffe eines chriſtlichen Ritters, als Räucherwerk eines geiſtlichen Prieſters, als Geſpräch einer chriſtlichen Braut, einer gläubigen Seele mit Gott, als ein Zehrgeld eines chriſtlichen Pilgrims, der durch die betrübte Welt nach dem Himmel reiſet (Scriver). Und vom Worte Gottes ſagt der 119. Pſalm, daß es ſüßer iſt als Honig, daß es klug macht, daß es des Fußes Leuchte und ein Licht auf dem Wege iſt, daß es recht, wohlgeläutert und nichts denn Wahrheit iſt.

Wort Gottes und Gebet haben auch fernerhin die madagaſſiſchen Chriſten geſtärkt und gekräftigt, daß ſie die Zeit der Verfolgung und der Prüfung beſtanden. Fürs erſte ruhte jetzt einmal die blutige Verfolgung, aber trotzdem lag die Hand der Königin Ranavalona ſchwer auf den Chriſtengemeinden. Ihr

Edikt, welches alle 14 Tage erneuert wurde, lautete: „Wenn jemand tauft oder sich taufen läßt, den werde ich töten, sagt Ranavalona Mandschaka; denn sie ändern die Gebote der 12 Könige. Daher sucht und forscht, und wenn ihr jemand findet, der also thut, so greift ihn, daß wir ihn töten. Denn ich und ihr, wir werden solche töten, und wenn sie die Hälfte meines Volkes wären. Wer ändert, was die Vorfahren geordnet und gethan, und betet zu den Vorfahren der Fremden und nicht zu unsern Göttern: wer immer diese Vorschriften ändert — ich thue es kund allem Volk — den werde ich töten, sagt Ranavalona Mandschaka!"

Die Königin befand sich leider in dem Irrtum, daß das Volk durchs Christentum ihrer Herrschaft abwendig gemacht werden könnte. Politische Kurzsichtigkeit hatte sie mit zur blutdürstigen Feindin des Christentums werden lassen. Im Jahre 1857 brach nochmals ein Verfolgungssturm hervor, veranlaßt durch den Versuch eines Franzosen, die Königin zu stürzen und Madagaskar unter französisches Protektorat zu bringen. Der Anschlag wurde entdeckt, und nichts war natürlicher, als daß die Christen mit beschuldigt wurden. Eine große Volksversammlung wurde ausgeschrieben, das versammelte Volk, auf einem großen Platze der Hauptstadt zusammengedrängt, von Soldaten umstellt, und unter Angst und Bangigkeit hörte man die Kundgebung der Königin verlesen, wie sie schon lange vermutet habe, daß noch viele Christen unter ihrem Volke seien, ja daß mehrere Tausend derselben in der Stadt und um dieselbe wohnten. Jedermann wisse, wie sehr sie diese Sekte hasse und wie bestimmt sie die Ausübung dieser Religion verboten habe. Sie werde ihr Äußerstes thun, um die Schuldigen zu entdecken und sie aufs strengste zu bestrafen. Wer sich innerhalb 14 Tagen nicht ihrem Willen unterwerfe, der müsse sterben! 200 Christen waren bald eingeliefert. Als verhältnismäßig wenig Christen

eingebracht wurden, wütete Ranavalona förmlich und gebot, die Eingeweide der Erde müßten durchwühlt und Flüsse und Seen mit Netzen durchzogen werden, damit auch nicht ein Christ entrönne. Am 11. Juli 1857 mußte eine arme alte Madagassin eines entsetzlichen Todes um ihres Bekenntnisses willen sterben. Auf einem öffentlichen Platze wurde der treuen Bekennerin das Rückgrat durchgesägt. Am 12. Juli starben sechs weitere Christen den Märtyrertod, und am 18. wurden zehn hingerichtet. Ein Augenzeuge berichtet: „Sie fuhren fort, Christi Lob zu singen, bis sie starben!“ Andre Bekenner wurden zum Tangenagift verurteilt, viele zur Sklaverei verdammt. Die Königin gehörte zu den Gottlosen, von denen es im Psalm heißt: „Ihr Wüten ist gleich wie das Wüten einer Schlange, wie eine taube Otter, die ihr Ohr zustopft.“ (Ps. 58, 5.)

Was die Christen im allgemeinen zu dulden hatten, lernen wir am besten aus dem Briefe eines madagassischen Predigers kennen, der folgendes schreibt: „Geliebte Mutter! Wenn ich Papier, Feder und Tinte ergreife, um Ihnen zu schreiben, so bewegt sich mein Herz und alles, was in mir ist. Ich habe Ihnen viel zu sagen. Ich möchte Ihnen von den Kümmernissen erzählen, die uns getroffen haben. Sehr groß war die Verfolgung, die uns in die Wüste trieb. Sie suchten mich zu töten. Ich wurde angeklagt, zu den Vorfahren der Engländer gebetet und die Leute gelehrt zu haben, auch also zu thun. Beamte und andre wurden gesandt, mich festzunehmen, und sie nahmen alle, die in meinem Hause waren, gefangen, auch mein Weib Rabodo. Meine Kinder, Knechte und was ich im Hause hatte, nahmen sie als Buße für die Königin hinweg. Sie banden mein Weib Rabodo und peitschten sie vom Morgen bis an den Abend, damit sie ihre Genossen nenne. Sie wurde ohnmächtig, und sie ließen sie sich ein wenig erholen und dann schlugen sie sie wieder. Sie weigerte sich aber, irgend einen Namen zu

nennen, so daß sie erstaunt riefen: ‚Sie ist in der That eine Christin!‘ Da es ihnen nicht gelang, ihr Namen abzupressen, legten sie ihr schwere Ringe um Hals und Knöchel und verbanden sie untereinander mit Ketten und fesselten sie mit vier andern Christen zusammen. Fünf weitere wurden ebenso zusammengebunden, und noch eine dritte Abteilung von 16. Während sieben Monaten wurden diese drei Christenhäuflein jeden Sonntag vor dem Volke zur Schau gestellt, damit es sehe, wie die bestraft werden, die den Tag des Herrn halten. Am Ende dieser sieben Monate wurden sie getrennt, fünf in den Osten gesandt, von denen zwei starben, fünf in den Norden, von denen vier starben, sechzehn in den Westen, von denen fünf starben. Unter ihnen befand sich mein Weib. Sie blieb in den Banden und starb den 4. März 1859. Ja, sie starb in ihren Ketten. Ihre Werke folgen ihr nach. Mich hat man vier Jahre und drei Monate verfolgt, mich zu töten. Aber der Herr wacht über den Verfolgten und wird nicht zugeben, daß der Feind sich über sie freue. Meine Kinder haben sie in die Sklaverei verkauft, mein Eigentum mir genommen, so daß ich jetzt kein Haus habe, darin zu wohnen, kein Land, darin zu leben. Was mich betroffen, ist gar hart für die Natur, aber köstlich ist der Reichtum in Christo, und in ihm sind die Leiden der Erde leicht. ‚Unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit‘.“ (2. Kor. 4, 17.)

Endlich sollte den um des Glaubens willen Leidenden und Verfolgten die Stunde der Erlösung schlagen. Die blutgierige Ranavalona kam zum Sterben. Ihre Kraft war gebrochen. Wer soll nun König sein? Das war eine entscheidende, schwerwiegende Frage. Es handelte sich hierbei um die ganze Zukunft Madagaskars, ob diese Insel heidnisch bleiben oder christlich werden sollte. Wurde Ramboslama König, so blieb die heidnische Partei am Staatsruder und würde der Kampf gegen das Christentum im

Geiſte Ranavalonas fortgedauert haben. Das Gegenteil aber mußte eintreten, wenn Rakoto den Thron beſteig. Rambo-ſalama hatte das Wort der Königin, ihr Nachfolger zu werden, obwohl Ranavalona gern ihres Verſprechens aus Liebe zu Rakoto ſich entbunden geſehen hätte. Rakoto mußte darum, um ſich ſeines Lebens und des Thrones zu verſichern, dem Ramboſalama zuvorkommen, der ſchon die Mörder gedungen, welche den ihm verhaßten Prinzen umbringen ſollten. Kaum hatte an einem Auguſttag, ein beſtimmtes Datum fehlt hierüber, des Jahres 1861 die ſchlimme Ranavalona den letzten Atemzug gethan, als auch ſchon Ramboſalama ergriffen und in ſichern Gewahrſam gebracht wurde. Unter allgemeinem Jubel wurde Rakoto, der ſchon von Kind auf ein Liebling des Volkes ge-weſen, als König Radama II. proklamiert, und damit ſchließt ein bedeutungsvoller Abſchnitt der madagaſſiſchen Geſchichte. Wie ſich das Chriſtentum nun freier bewegen und entwickeln konnte, werden wir ſpäter hören.

Von den ſeufzenden und geängſteten Madagaſſen-Chriſten konnte es nun nach dem Tode der blutigen Verfolgerin heißen: „Die Elenden werden wieder Freude haben an dem Herrn, und die Armen unter den Menſchen werden fröhlich ſein in dem Heiligen Israels, wenn die Tyrannen ein Ende haben.“ (Jeſ. 29, 19. 20.)

Werden wir aber nicht mit Bewunderung erfüllt über das heldenmütige Chriſtentum der Madagaſſen? Welche Kraft hat doch der Glaube an Jeſum Chriſtum! Wie läßt er ſich ſchrecken weder durch Bande noch Schläge, weder durch Folter noch Qualen, weder durch Flammen noch Schwert! Wie wirft er alles, was dem natürlichen Menſchen teuer und wert iſt, weg um des Kleinodes willen, nach dem der Chriſt laufen ſoll. Madagaskar hat Thaten des Welt und Tod überwindenden Glaubens geſehen und der ganzen Welt zum Exempel vorge-

halten und gezeigt, daß das Christentum nichts Veraltetes ist, sondern die Religion, welche thatsächlich Kräfte des ewigen Lebens in sich birgt, aus sich herausströmen läßt und was tot ist, lebendig macht. Ergreift uns aber nicht auch ein Gefühl tiefer Beschämung? Seht hin auf die Madagassen, wie sie alles hingaben für ihren Glauben, alles opferten, wie sie alles duldeten bis zu den entsetzlichsten Martern und Todesqualen; und nun denkt an unser träges, laues, selbstgefälliges Christentum, wie wir die Welt und ihre Lust so lieb haben und kaum uns veranlaßt sehen, in der Sache des Herrn etwas zu thun und aus erbarmender Liebe mitzuhelfen, den Heiden die erquickende, belebende, erhaltende Kraft des Evangeliums aufzuschließen. Schreckliches und Herrliches zugleich haben wir gesehen. Das soll nun wirken auf dein Herz und es williger machen zur Mitarbeit für die Mission, damit du endlich ordentlich mit Hand ans Werk legst und Ernst machst mit Erfüllung deiner Missionspflicht.

Das Gedächtnis der madagassischen Märtyrer bleibe auch bei uns im Segen. „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben." (Jak. 5, 11.)

Triumphiere, Gottes Stadt,
Die sein Sohn erbauet!
Kirche Jesu, freue dich:
Der im Himmel schützet dich!

Deine Feinde wüten zwar,
Zittre nicht, du kleine Schar!
Denn der Herr der Herrlichkeit
Machet deine Grenzen weit.

Deinen Feinden eilt er nach,
Siegt und rächet deine Schmach;
Und allmächtig beugt der Held
In sein sanftes Joch die Welt.

Amen.

5. Gesegneter Ausgang.

Radama II., der sich seit langer Zeit zu den Christen gehalten hatte, war König im Lande geworden. Das erste, was er seinem Volke gewährte, war Religionsfreiheit. Nach den langen Jahren blutiger Verfolgung brach eine Zeit der Erquickung an. Die Gefängnisse öffneten sich und Scharen gefangener Christen konnten unbehindert zu den Ihrigen zurückkehren. Mancher bereits Totgeglaubte kam wieder zu den Seinigen. Solche, die noch mit angeschmiedeten Ketten belastet waren und vor Ermattung kaum gehen konnten, erregten durch ihr Erscheinen das Mitleid und die Teilnahme des Volkes. Die finstern Wolken waren hinweggezogen, hell leuchtete jetzt eine Freudensonne. Das prophetische Wort ging hier in Erfüllung: „Ich will die müden Seelen erquicken und die bekümmerten Seelen sättigen.“ (Jer. 31, 25.)

König Radama II. wünschte mit England in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Von Mauritius herüber kam denn auch eine englische Gesandtschaft, um ihm zum Regierungsantritt zu gratulieren; aber auch Frankreich bewarb sich um seine Freundschaft, was für Radama nicht gut war. Den protestantischen Missionaren auf Mauritius schrieb der König, daß sie nur getrost kommen und seinem Volke das Evangelium predigen möchten. Daß sie mit Freuden kamen, läßt sich denken. Der Missionar Ellis schrieb damals vom König Radama II. folgendes: „Der König fährt fort, die Lasten des Volkes zu vermindern, und seinen Fleiß zu ermutigen. Mit eignem Verluste läßt er ihm bis dahin erhobene Taxen nach, lädt andre Nationen zu Freundschaft und Handelsverbindungen ein und verheißt Schutz allen, die ihm beistehen wollen, die Hilfsquellen seines Landes zu erschließen. Die erste That zur Hebung seines Volkes war

die Errichtung nicht einer Festung oder eines Palastes, sondern eines steinernen Gebäudes zu einer Schule oder einem Kollegium, in welchem die Schüler durch die Missionare eine höhere Erziehung erhalten sollen. Die Geschenke und Botschaften, welche der König an entfernte oder feindliche Stämme sandte, haben ihm dieselben zu freiwilligen oder dankbaren Unterthanen gemacht, und die Anwesenheit ihrer Häuptlinge oder Vertreter bei der bevorstehenden Krönung wird einen ihrer hoffnungsvollsten Züge bilden. Das Gottesgericht der Tangena, die Ausübung der Wahrsagerei und Zauberei hat er abgeschafft; zu gleicher Zeit hat er den Götzen alle Unterstützung entzogen. Sie sind alle aus dem Palaste und aus der Hauptstadt entfernt worden."

Auch die bereits vorhandenen Christen schreiben von Antananarivo aus den Missionaren, doch zu eilen und zu kommen. Kein Hindernis sei mehr da, die Straßen für jedermann offen, das Wort Gottes habe freien Lauf. Nur möchten sie recht viel Bücher mitbringen, denn nach solchen sei ein brennendes Verlangen. Als die Missionare sich der Hauptstadt näherten, kamen ihnen die dortigen Christen weit entgegengezogen. Sie bezeugten: „Wir fühlen in der That hier und auf jeder Station den segensreichen Einfluß jener Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens." In der Hauptstadt angekommen, fanden sie herzlichen Empfang und große Erquickung durch den Geist der Liebe und des Glaubens, der sich überall wirksam zeigte. Es war eine Feierzeit angebrochen! Ein Missionar bekam das Fieber. Mit rührender Sorgfalt und Aufopferung ist er von den madagassischen Christen verpflegt worden, und dem Herzen thut es wohl, seinen Bericht hierüber zu vernehmen: „Es wäre schwer," schreibt er, „die liebevolle, wachsame Sorgfalt zu beschreiben, mit welcher unsre geliebten Freunde mich während jenes langen Monats der Schwäche und der Schmerzen pflegten. Tag für Tag, Nacht für Nacht war es dieselbe liebende Sorge,

verbunden mit Gebet und Flehen. O, wie brünstig beteten sie, neben meinem Lager knieend. Welche Thränen brüderlicher Liebe und christlichen Mitleides vergossen sie, wenn sie mir die Medizin reichten und ihre Wirkung ängstlich überwachten!"

Die Londoner Missionsgesellschaft hatte mit Spannung der Entwickelung der Dinge entgegengesehen und beeilte sich nun, mit voller Kraft wieder in die gestörte Missionsarbeit auf Madagaskar einzutreten. Man hatte schon über 150 000 Mark dafür angesammelt. Der Missionar Ellis, wohl am vertrautesten mit der Geschichte Madagaskars, war bereits 1861 dahin abgeordnet worden, ihm folgte kurze Zeit darauf eine weitere Schar Missionare. Vor ihnen war auch die gewünschte große Sendung Bücher und Schriften nach Madagaskar abgegangen. Als Ellis in Tamatave landete, fand er daselbst eine für ihn auf Befehl des Königs hergestellte Wohnung. Ein Gottesdienst mit den dortigen Christen wurde gehalten, und dann brach er nach der Hauptstadt auf, die er auf Wunsch des Königs so schnell als möglich erreichen sollte. Überall wurde er unterwegs freudig von Christen begrüßt, und an jedem Ruhepunkte ward Gottesdienst gehalten. Besonders schildert Ellis den Gottesdienst als sehr erhebend in einem Dorfe, in welchem er sich während der Verfolgungszeit einmal aufgehalten. „Ich hatte im Jahre 1856 den Sonntag in jenem Dorfe verbracht. Damals kamen nur wenige Christen herbei, und wir vereinigten uns zum Gebet des Nachts. Jetzt war das größte Zimmer im größten Hause des Ortes am hellen Tage offen und gedrängt voll von schlichten, andächtigen Anbetern, während draußen noch eine Menge das Haus umgab."

Der Einzug in Antananarivo war ein festlicher. Freundlich wurde Ellis am königlichen Hofe aufgenommen. Sein Haus war förmlich umlagert von Christen, welche ihn sehen und begrüßen wollten. Versammlungen bis zu 1500 Gläubigen waren

nicht selten, und nicht genug kann Ellis den Ernst, die Aufmerksamkeit, die Andacht, das sich geltend machende tiefe Gefühl der Versammelten schildern. Mit dem Könige las er fleißig die Bibel, welche Radama I. von der Londoner Missionsgesellschaft vor Jahren geschenkt bekommen hatte. Söhne des höchsten Adels hatten bei ihm englischen Unterricht. In dem Palaste, in welchem vor kurzer Zeit noch Mordanschläge wider die Christen geplant wurden, von welchem aus die zahlreichen Todesurteile gefällt worden waren, wurde jetzt mit Gliedern der königlichen Familie regelmäßig Gottesdienst gehalten. Zu jener Zeit gab es auf Madagaskar wieder etwa 7000 Christen. Der König, obwohl er nicht selbst Christ wurde, leistete doch dem Christentum allen Vorschub. Als die übrigen Missionare ankamen, wurden auch sie mächtig ergriffen von dem Eindruck, den das christliche Wesen der Madagassen auf sie machte. Sie sahen mit Augen, wie der Geist des Herrn wirksam war unter diesem Volke! Die eingebornen Prediger gaben sich alle Mühe, ihren Posten recht auszufüllen. Einer von ihnen machte sich daran, die ganze Bibel auswendig zu lernen, aus Furcht, das köstliche Buch einmal verlieren zu können. Bald waren die Versammlungshäuser zu klein, und Ellis bat den König um Erlaubnis, an den Stellen, wo die madagassischen Märtyrer ihre Kronen errungen, Kapellen bauen zu dürfen. Und der König gewährte nicht nur dieses, sondern wies auch noch Plätze an zur Erbauung einer Schule, einer Druckerei, eines Krankenhauses.

Überall auf der Insel regte sich der neue Geist. Von allen Seiten liefen herzerfreuende Nachrichten ein. Die zahlreichen verbannten Christen hatten an den Orten ihrer Verbannung evangelisiert. Selbst in dem Teile des Landes, in welchem sich die Hauptgötzen befanden, verschaffte sich das Christentum Eingang. So bedeutend war der Missionserfolg, daß Ellis nach London schreiben mußte: „So rasch wächst das

Christentum, daß, wenn wir nicht fürchteten, die Hilfsquellen der Gesellschaft möchten in keinem Verhältnis zu den Anforderungen Madagaskars stehen, wir Sie um einen oder zwei weitere Prediger bitten würden, damit diese monatlich die großen Dörfer der Provinzen besuchen, die einheimischen Prediger leiten und unterstützen, unter deren Sorge jetzt Gemeinden könnten gebildet werden, wenn wir die geeigneten Leute hätten. Kurz, auf welchen Teil unsers Werkes und nach welcher Richtung wir blicken — die Vorbereitungen des Herrn zur Bekehrung des Volkes zu ihm gehen weiter, als daß wir bei unsern äußersten Bemühungen Schritt damit halten könnten."

Welch ein Gegensatz zwischen sonst und jetzt! Welch eine herzerhebende Aussicht that sich auf! Aber es blieben auch allerlei trübe Erfahrungen nicht aus. Die schmerzlichste war, daß der hoffnungsvolle Radama elendiglich zu Grunde ging. Wir erwähnten früher einer Verschwörung gegen die Herrschaft der Königin Ranavalona, die von Franzosen ausgegangen war. Diese Franzosen waren besonders mit dem damaligen Prinzen Rakoto, dem jetzigen Könige, sehr befreundet, und kaum war der Umschwung der Dinge eingetreten, als sich auch jene Leute wieder an den König machten und, was das Schlimmste war, jesuitische Missionare auf Madagaskar einführten und dem Könige empfahlen. Der französische Einfluß wurde jetzt vorwiegend. Den katholischen Missionaren wurden dieselben Rechte eingeräumt, wie den evangelischen, und so konnte die katholische Kirche wieder einmal ernten, wo sie nicht gesät. König Radama II. wollte ja das Gute, aber dazu auch mit aller Welt auf gutem Fuße bleiben. Daß es dabei an Mißhelligkeiten nicht fehlen konnte, ist klar. Franzosen und Engländer bemühten sich um seine Gunst, dazwischen gab es noch eine mächtige Partei im Lande, welche nach der Weise Ranavalonas herrschen wollte. Dazu wurde Madagaskar von Fremden überschwemmt, nament-

lich in den Hafenorten. Die Zuchtlosigkeit der Matrosen, die Gewissenlosigkeit habgieriger Händler wirkten nicht bessernd auf das Volk ein. Unter andern dem Volke schädlichen Dingen wurde nun auch das Völkergift, der Branntwein, reichlich eingeführt. In einer Woche sollen allein 60000 Gallonen von Mauritius herübergekommen sein; eine furchtbare Gefahr für das leichtlebige, sinnlich angelegte Madagassenvolk.

Kleine Stationen hatten katholische Missionare auch schon längere Zeit angelegt, und von da aus hätten sie ja weiter arbeiten können, aber jetzt drangen sie schonungslos in die evangelischen Missionsgebiete ein, um Verwirrung der Gemüter, Zweifel an der Wahrheit der evangelischen Mission hervorzurufen. Triumphierend berichteten katholische Missionare an den Papst von ihren Erfolgen, wiewohl sie andre Male auch klagten, daß es eher möglich sei, einen Felsen zu durchschneiden, als einen evangelischen Madagassen katholisch zu machen. Am 15. August 1862, als „am Feste der glorreichen Himmelfahrt der Königin der Engel und Menschen, am Namensfeste Napoleons," waren König und Königin zum ersten Male beim Meßopfer gegenwärtig. Der König trug auch an seinem Krönungsfeste ein vom Papste geschenktes Medaillon. So sehr gewannen die katholischen Missionare Einfluß, daß sie die Krone des Königs weihen durften, und am 24. September 1862 schrieb Radama II. an den Papst zu Rom: „Ich begreife, daß die katholische Religion die festeste Stütze einer Regierung ist, und ich werde nicht ermangeln, alles zu thun, um dieselbe in meinem ganzen Reiche auszubreiten." Bei Radama ging eben auch Politik über Religion. Seine Überzeugung hatte ihn aber jämmerlich belogen.

Leider verachtete der doch sonst so reichbegabte und gut angelegte König den Rat erfahrener Leute, umgab sich mit lauter jungen Leuten und lebte mit diesen lustig und vergnügt in den

Tag hinein. Daß es bei einer derartigen Lebensführung nicht vorwärts mit ihm gehen konnte, liegt auf der Hand. Die alte Madagaſſen-Natur brach bei ihm wieder durch! Lüge, Heuchelei, Verſtellung kennzeichneten ihn jetzt. Wenn jemand ernſt mit ihm redete, hörte er ernſt zu, aber nur, um dann beim Weggang ſeines ernſten Beraters desſelben um ſo mehr zu ſpotten. So hat er vor den Genoſſen ſeiner Vergnügungen und Luſtbarkeiten auch die Prediger verſpottet und ihre Manieren ins Lächerliche gezogen. Zu gleicher Zeit ergriff ihn der alte Aberglaube wieder. Träume und Geiſtererſcheinungen waren ihm auf einmal wieder Hauptſache geworden. Angeregt von der heidniſchen Partei im Lande wurden um dieſe Zeit viele von einer Art Wahnſinn ergriffen. Sie gaben vor, verrückt zu ſein und mit der Geiſterwelt in Verbindung zu ſtehen. Hüpfend und tanzend zogen vom ganzen Lande her Scharen ſolcher Verzückter der Hauptſtadt zu. Alles ging darauf aus, den König zu vermögen, das Beten wiederum zu verbieten. Der König ſchien ſelbſt von dieſem Wahnſinn mit berührt worden zu ſein. Auf ſeinen Befehl mußten jene verrückten Menſchen gegrüßt werden. Auch erließ der König um dieſe Zeit ein Edikt, nach welchem es erlaubt wurde, daß die Leute ihre Streitigkeiten auf offenem Markte im Duell miteinander auskämpfen könnten, ohne für Mord und Totſchlag Strafe zu erleiden. Die heidniſche Partei hatte dabei den Zweck im Auge, eine Art Bartholomäusnacht ins Werk zu ſetzen und die Chriſten zu ermorden. Die Miſſionare ſollten zuerſt fallen. Nun gab es aber noch eine vernünftige Partei, welche dieſem Unfug zu ſteuern verſuchte. Erſt verſicherte man ſich der Leibwache des Königs, und als dieſer hartnäckig in ſeinen Beſchlüſſen verharren und durchaus nicht nachgeben wollte, wurde beſchloſſen, ihn zu entfernen; und da er gutwillig nicht weichen wollte, wurde er getötet. Es iſt traurig, daß der König, der uns als Prinz

Rakoto lieb und wert war, einen ſo elenden Ausgang nahm. Am 12. Mai 1863 ward der erſt ſo freudig begrüßte, als ein Reformator gefeierte Radama II. erdroſſelt, und am ſelbigen Tage ſeine Gemahlin unter dem Namen Raſoherina zur Königin ausgerufen, nachdem ſie eine Art Konſtitution unterzeichnet hatte.

Selbſtverſtändlich wurde freie Religionsübung zugeſichert, und das Miſſionswerk erlitt durch dieſen Thronwechſel keinen Schaden. Immer neue Glieder wurden den Gemeinden zugeführt. Unter dem 17. September 1864 ward berichtet: „Alles geht gut zu Antananarivo, und es herrſcht die größte Ruhe. Die Leute ſind mit der neuen Regierung im allgemeinen zufrieden. Der letzte Premierminiſter lebt in ſtiller Zurückgezogenheit, und ſein Nachfolger arbeitet tüchtig und gewährt Befriedigung in ſeinem neuen Amte.“

Ein beſonders wichtiger Tag für den Stand des Miſſionswerks auf Madagaskar war der 25. Dezember 1863 geweſen. Die Häupter der Chriſten hatten gebeten, der Königin ihre Achtung bezeugen und ihre Aufwartung machen zu dürfen. Dies geſchah, und Antananarivo war an dieſem Tage angefüllt von über 7000 Chriſten, welche fröhlich ſich in ihrem Sonntagsſchmucke hier verſammelt hatten und ihrer Sicherheit ſich freuten. Überall erhoben ſich jetzt Kirchen und Kapellen, und der Sonntag ward, abgeſehen davon, daß er ein Glückstag der Madagaſſen iſt, immer mehr zu einem Feiertag, und, was die Hauptſache iſt, er wird ſeitdem geheiligt, womöglich mehr als bei uns! Im Berichte eines Miſſionsarztes leſen wir: „Der Markt gegenüber meinem Hauſe iſt am Sonntag beinahe verlaſſen. In dieſer Beziehung iſt Antananarivo London entſchieden voraus. Dadurch, daß ſo viele Offiziere, Bürgerliche und Sklaven zur Kirche gehen, unterbleiben ſehr viele Geſchäfte, die ſonſt an dieſem Tage gethan werden, und ſo müſſen konſe-

quenterweiſe manche mitfeiern wider ihren Willen. Der heidniſche Kaufmann bringt ſeine Ware nicht zu Markt, weil wenigſtens die Chriſten an dieſem Tage nichts kaufen, und ſelbſt heidniſche Käufer ziehen den Montag vor, weil ſie da eine größere Auswahl treffen können, indem dann auch die Chriſten ihre Waren zu Markte bringen. So werden der Käufer und Verkäufer am Sonntage immer weniger, und letzten Sonntag bemerkte ich zum erſtenmal, wie jeder Kleiderſtand durchweg leer war. Dieſer Fortſchritt kann nicht verfehlen, den Charakter des Volkes in intellektueller, moraliſcher und phyſiſcher Beziehung zu heben."

Worauf aber zunächſt das Hauptgewicht zu legen war, das war die Einrichtung eines geordneten Schulweſens, damit die Madagaſſen von Kind auf in allen nützlichen Kenntniſſen unterrichtet und namentlich in den Grundwahrheiten des Chriſtentums befeſtigt würden. Den eingebornen Predigern und Lehrern, welche erwachſen zu Chriſto geführt wurden, fehlte es unbedingt an chriſtlicher Klarheit und Entſchiedenheit. In den madagaſſiſchen Verhältniſſen aufgewachſen, an eine erſchreckende Deſpotie gewöhnt, umgeben von den ſittlichen Schäden des Volkslebens, meinten ſie nichts thun zu können ohne Billigung der Vornehmen und Hohen, ſo daß die madagaſſiſchen Chriſtengemeinden an ſolchen eingebornen Predigern und Lehrern nicht den nötigen Halt fanden. Nun, das Schulweſen hat mit der Zeit einen guten Einfluß ausgeübt und den Charakter der eingebornen Chriſten geſtählt. Sie wiſſen jetzt, daß ein Chriſt ein guter Unterthan ſein ſoll, aber daß es auch Gelegenheiten giebt, wo es gilt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen."

Den großen Anforderungen, die um dieſe Zeit an die Londoner Miſſion herantraten, war dieſe Geſellſchaft für ſich allein nicht mehr gewachſen. Ihre Miſſionare ſahen es darum als eine willkommene Hilfe an, als eine Reihe andrer Miſſions-

gesellschaften in die Arbeit auf dem sich immer schöner entwickelnden Missionsfelde eintrat. Da sind in erster Linie die englischen Quäker zu nennen, die selbst mit Hintansetzung ihrer Sondergebräuche überall die Lücken ausfüllten, die von den ersten Missionaren in der Centralprovinz Imerina gelassen waren. Zu ihnen kamen später noch die Boten der Kirchlichen Missionsgesellschaft (Ch. M. S.) und der Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.). Als eine besondere göttliche Führung, deren Bedeutung erst in der neuesten Zeit offenbar geworden ist, muß man das Eintreten der norwegischen Lutheraner ansehen. Ihr Arbeitsfeld liegt hauptsächlich im Süden und auf der Westseite der Insel unter den Sakalawen, dem wichtigsten der von den Howas unterjochten eingebornen Stämme. Die Verteilung der Arbeit unter die verschiedenen Gesellschaften vollzog sich im besten Einvernehmen. In der Hauptstadt mußten sie alle, die Anglikaner, Lutheraner und Quäker eine Niederlassung haben, im Lande aber gingen sie so viel als möglich ihre besonderen Wege.

Seit dem Wiederaufleben der evangelischen Mission im Jahre 1861 hat kein Ereignis so viel Freude auf christlicher Seite hervorgerufen, als der Übertritt der Königin Ranavalona II. Sie folgte im Jahre 1868 ihrer Tante Rasoherina auf dem Throne und ließ sich bald nach ihrer Krönung taufen, kurz darauf auch mit ihrem ersten Minister christlich trauen. Damit war der Sieg des Christentums auf der Insel entschieden. Der wichtige Schritt des Staatsoberhauptes zog die angesehneren Kreise des Volkes nach. Viele Offiziere und Staatsbeamte ließen sich taufen, sogar die Priester, welche unter Rasoherina noch Hüter der Fetische gewesen waren. Die Missionare kamen in die seltene Lage, manche von der Taufe zurückhalten zu müssen, weil sie merkten, daß sie nur aus Politik übertreten wollten. Als eine besonders hoffnungsvolle

Anſtalt der Miſſion trat die ſogenannte Hofkirche ins Leben. Sie war die Kirche des königlichen Hauſes und beſtand ganz aus Eingebornen. Kein europäiſcher Geiſtlicher hatte in ihr zu amtieren. Dagegen wohnten ihre Paſtoren den halbjährigen Konferenzen der europäiſchen Miſſionare bei. Bis zum Jahre 1886 hat ihr Verband es auf 194 Gemeinden und ebenſo viele Geiſtliche in und um Antananarivo gebracht, dazu 188 Schulen und 60000 Gemeindeglieder.

Nun ging es über die Götzen her in unblutiger Verfolgung; auch die vornehmſten wurden nicht verſchont und zu Aſche gebrannt. Was die Königin that, galt für das an eine deſpotiſche Regierung gewöhnte Volk als ein unweigerliches Gebot. Alles wollte nun auch mit der Königin beten, und bald gab es Hunderttauſende von Chriſten, wenigſtens dem Namen nach. Leider ſtellten ſich auch die römiſchen Miſſionare in immer größeren Scharen ein. Sie können über ganz andre Mittel verfügen, als die proteſtantiſchen Miſſionen, und ſo hatte die katholiſche Kirche bald auf Madagaskar mehr Miſſionare thätig, als alle proteſtantiſchen Geſellſchaften zuſammen.

Für Madagaskar iſt ſeitdem eine völlig neue Zeit gekommen. Die Regierung war nicht mehr ſo deſpotiſch, wie ſie früher geweſen, harte Geſetze wurden gemildert, ebenſo die grauſamen Kriegsgebräuche. Der eigentliche Sklavenhandel verſchwand mehr und mehr, während allerdings die Hausſklaverei vorläufig noch fortbeſtand. Vielweiberei wurde auch verboten, ebenſo das willkürliche Scheiden der Ehe. Wie bei uns führte man auf Madagaskar Schulzwang und allgemeine Militärpflicht ein. Wie bei uns arbeitete man jetzt auf Madagaskar an einer Reviſion der Bibelüberſetzung.

Es iſt ein Großes, was hier gethan iſt. Wenn ſich jemand von dem Werte der Miſſionsarbeit nicht überzeugen laſſen wollte: durch die Chriſtianiſierung Madagaskars müßte er es geſchehen laſſen. Da wird man ſagen unter den Heiden: „Der Herr hat

Großes an ihnen gethan!“ Die Missionsgeschichte Madagaskars ist ein andauernder Beweis für die Gnadenführungen und Wunderwege unsers Gottes. Sie ist eine weitere Erfüllung des apostolischen Wortes: „Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters!“ (Phil. 2, 10. 11.) Im Jahre 1818 landete der erste evangelische Missionar auf Madagaskar ohne alle Kenntnis der Landessprache, und kaum sind zwei Menschenalter verflossen, so ist die Insel eines der fruchtbarsten Missionsfelder der evangelischen Kirche geworden, ja einzelne Gegenden können bereits als christianisiert gelten. 1836 mußten unter der Herrschaft der blutigen Ranavalona alle Missionare das Land verlassen! Mit Feuer und Schwert, mit Gift und Folter, mit ausgesuchter Gewaltthat und Grausamkeit wütete das Heidentum gegen das Christentum. Wir gedenken mit Rührung und Bewunderung der Märtyrer Madagaskars, welche mit ihrem Blute ihren Glauben besiegelt haben! Ihr Heldenmut, ihre Treue, ihr Aushalten unter dem Toben und Wüten des bösen Feindes wird unvergessen bleiben. Es schien zeitweilig fast aus zu sein mit dem Christentum auf Madagaskar! Aber die dortige Christengemeinde erfuhr das Wort in That und Wahrheit:

Wenn Christus seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüten;
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er ist mit Hilfe nah;
Wenn er gebeut, steht's da.
Er schützet seinen Ruhm
Und hält das Christentum.
Mag doch die Hölle wüten!

Vom Jahre 1861 ab hatte die Schreckensherrschaft ein Ende. Neues Missionsleben und Missionswirken entfaltete sich,

und ohne großen Kampf konnte das nochmalige Hervorbrechen des heidnischen Wesens besonders vor dem Tode Radamas II. zurückgehalten werden. Die Erntezeit hat begonnen. Aus der Thränensaat ist eine reiche Ernte hervorgewachsen. Mag auch viel äußerliches Christentum und oberflächliches Wesen bei den Madagassen gefunden werden, mag es bei vielen madagassischen Christen mangeln an Verinnerlichung und Vertiefung: wir wollen nur auf unsre europäische Christenheit schauen. Da fehlt's auch im großen und ganzen an denselben Bedingungen eines wirklich christlichen Wesens. Immerhin bleibt der Missionserfolg ein großartiger, zum Anbeten zwingender. Das Wort vom Kreuz wird dort fröhlich verkündigt. Christliche Volksschulen unterweisen die Kleinen, Seminare und höhere Bildungsanstalten die Großen! Mit der Erkenntnis wächst die Bildung, mit ihr die Gesittung! Von verschiedenen Gemeinden wird auch schon wieder Mission getrieben. Gott sei Lob und Dank, daß solches auf Madagaskar geschehen. „Dir, Herr, ist niemand gleich, du bist groß, und dein Name ist groß und kannst es mit der That beweisen." (Jer. 10, 6.) Die Mission von Madagaskar ist ein solcher Beweis.

Wirst du nicht erfaßt, mein Christ, von der Bedeutung solchen Thuns? Erwacht in dir nicht, wenn du so Wunderbarliches erfährst, die Lust, auch mit bei solchem Werke Dienste und Handreichungen zu thun, und wären es die allergeringsten? Es ist eine Ehre für uns, wenn wir gewürdigt werden, Mission mittreiben zu können, mitzuwirken, wenn Gott der Herr seine großen Thaten ausführt! So laßt es denn auch eine Ehrensache für euch sein. Legt das gleichgiltige und gleichmütige Wesen ab und laßt euch entzünden von dem Geiste der Liebe, die helfen muß, wo Hilfe not thut. Dann erst können wir mit gutem Gewissen loben und preisen unsern Gott und mit dem Propheten rühmen: „Du großer und starker Gott, Herr Zebaoth

ist dein Name. Groß von Rat und mächtig von That." (Jer. 32, 18. 19.)

Zion, schmücke dich mit Palmen;
Denn vergangen ist die Nacht!
Zion singe Freudenpsalmen,
Licht und Leben ist erwacht!
Siehe rings die Heiden kommen
Und, von Glaubenslieb' entglommen,
Deinem Heiland Jesu nahn,
Heil und Seligkeit empfah'n!
Amen.

---

6. Eine neue Prüfung.

Der Psalmist, der durch Gottes Schule gegangen ist und seine Gedanken dabei hat verstehen lernen, sagt davon: „Gott, du hast uns versuchet und geläutert, wie das Silber geläutert wird." (Ps. 66, 10.) Dieselbe Erfahrung haben die evangelischen Christen Madagaskars in der neuesten Zeit machen müssen. Ein schweres Trübsalswetter ist über sie heraufgezogen, sodaß es zuweilen schien, als sollte der ganze Garten Gottes, den die englischen und norwegischen Glaubensboten gepflanzt hatten, zur Wüste werden. Zwei Jahre hindurch wurde die junge Kirche in den Schmelztiegel geworfen. Eine Zeit lang konnte man im Blick darauf nur trauern und klagen, jetzt aber scheint das Schwerste, Gott sei Dank, überstanden zu sein. Die Wunden fangen an zu heilen, ja es wird den Freunden der evangelischen Mission in Madagaskar allmählich offenbar, daß auch hier denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Um die Mitte der neunziger Jahre war Madagaskar unter den Miſſionsfeldern der evangeliſchen Kirche eine der hoffnungsvollſten, wenn nicht das fruchtbarſte von allen. Die ganze Inſel war mit Miſſionsſtationen förmlich überſäet, am dichteſten lagen ſie in den Centralprovinzen Imerina und Betſileo, auf welche die Londoner und die norwegiſche Miſſion ihre Hauptkraft vereinigten. Mit welchem Erfolg, mag hier durch einige Zahlenangaben illuſtriert werden. Die Londoner Miſſion hatte 34 Miſſionare im Felde ſtehen, neben denen 1048 eingeborne Paſtoren und gegen 4000 Miſſionsgehilfen wirkten. Unter ihrer Pflege ſtanden 1400 evangeliſche Gemeinden, deren Seelenzahl ſich auf über 200 000 belief. In 750 Schulen wurden ungefähr 75 000 Schüler unterwieſen. Die unter der Leitung des trefflichen Superint. Dr. Borchgrevink ſtehende norwegiſche Miſſion rechnete mit nicht ganz ſo großen Zahlen, aber ihr Beſitzſtand war vielleicht noch tiefer gegründet und beſſer geſichtet. Eine Statiſtik aus jener Zeit zählt 28 norwegiſche Miſſionare und 59 eingeborne Geiſtliche auf, die 460 Gemeinden pflegten. Die Zahl ihrer Getauften betrug über 39 000, die Durchſchnittszahl der Kirchenbeſucher aber reichlich 53 000. Sie hatten 454 Schulen und in denſelben nahezu 30 000 Schüler. Nimmt man dazu noch die Erfolge der kleineren Geſellſchaften, die auf der Inſel thätig ſind, ſo ergiebt ſich eine Geſamtſumme von mehr als 400 000 evangeliſchen Chriſten, eine überraſchend große Zahl, wenn man bedenkt, daß die ganze Miſſion nur 75 Jahre alt iſt und noch dazu Jahrzehnte lang unter ſchwerem Druck geſtanden hatte.

Welchen Erfolg die Predigt des Evangeliums auf der Inſel gehabt hat, mag uns ein bei der Miſſion ganz unbeteiligter Zeuge, der Franzoſe A. Grandidier ſagen, der ſich längere Zeit auf Madagaskar aufhielt. Er ſchreibt über die moraliſche Verwandlung, die namentlich in den oberen Schichten

des Volkes zu bemerken sei: „Die christliche Sitte hat zwar in der kurzen Zeit noch nicht die hundertjährigen Gewohnheiten und Meinungen besiegt; Erziehung und Instinkt, Pflicht und Eigennutz bekämpfen sich im Herzen der Howas, wie in denen aller Menschen, und die übeln Triebe sind bei ihnen immer die stärkeren. Aber man kann nicht leugnen, daß ein neues und besseres Zeitalter für Madagaskar gekommen ist. Der Fortschritt ist unverkennbar. Die Zeit ist vorbei, wo Lüge, Undank, Verrat und Mord keinerlei Abscheu erregten, wo die scheußlichsten Missethaten schamlos am hellen Tage sich entfalteten, als wären sie lobenswerte Handlungen. Die barbarischen Sitten haben sich unter dem wohlthätigen Einfluß des Christentums geändert, der sociale Zustand wird ein andrer, zum größten Vorteil des Volkes."

Wie dieser neue Geist unter die Madagassen gekommen ist, das deutete der Missionar Cousins von der Londoner Mission vor einigen Jahren an, als er in Bezug auf seine Beobachtungen in Madagaskar befragt sich über den Gebrauch der madagassischen Bibel, bei deren Revision er mitgeholfen, aussprach. Er sagte: „Ich habe mich davon überzeugt, welch gesegneten Gebrauch die Eingebornen von der heiligen Schrift machen, die in einer Sprache zu ihnen redet, die sie verstehen und liebhaben. Ja, man muß seine Freude daran haben, mit was für einem Interesse die Leute in unsern madagassischen Kirchen dem Lesen der Bibellektionen zuhören. Und nicht nur das. Viele von ihnen — die Zahl nimmt mit jedem Jahre zu — forschen auch mit Eifer und Gebet in der heiligen Schrift und finden in ihr die Nahrung, deren ihr inneres Leben bedarf." Er knüpfte an diese anerkennenden Worte den Wunsch, die Bibel möge sich in der kommenden Zeit als eine Quelle des Lichtes und der Lebenskraft für die jungen Gemeinden erweisen. Die Ereignisse der letzten Jahre haben gezeigt, wie notwendig das Volk eine solche Licht- und Troſtquelle brauchte.

Wir haben früher geſehen, daß Frankreich ſeit langer Zeit ein Auge auf Madagaskar geworfen hatte, nur machte es bis in unſre Tage herein keinen energiſchen Verſuch zur Eroberung der Inſel. Er war bisher unterlaſſen worden, weniger weil man in Paris das gute Recht Madagaskars auf Freiheit und Selbſtändigkeit anerkannt hätte, als vielmehr, weil ſich die Engländer gleicher Weiſe mit Hoffnungen auf den Beſitz der Inſel trugen. Wir blicken hier in die Abgründe der europäiſchen Kolonialpolitik hinein, die mit dem Wohl und Wehe der afrikaniſchen Völker wie mit einem Spielball umzugehen pflegt.

In den achtziger Jahren ſchien den Franzoſen der günſtige Augenblick gekommen zu ſein, ihrem Rivalen das Waſſer abzugraben und ſich auf der Inſel feſtzuſetzen. Sie brachen einen Krieg gegen die Madagaſſen vom Zaune, der zwar wenig ruhmvoll für die eitle Nation verlief, ihnen aber doch Gelegenheit gab, im Friedensvertrag vom 17. Dezember 1885 einen Satz einzuſchmuggeln, der als eine zugeſtandene Bevormundung der madagaſſiſchen Regierung durch die Vertreter der franzöſiſchen Republik gedeutet werden konnte. Dieſer wohl abſichtlich unklar gehaltene Artikel ward zum Fallſtrick für das unglückliche Land. Als ſich bei gegebener Gelegenheit aus ihm eine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen den Franzoſen und der Howaregierung erhob, brach der Vertreter der europäiſchen Macht kurzer Hand die Verhandlungen ab. Frankreich wollte den Krieg und war entſchloſſen, ihn ſo lange zu führen, bis Madagaskar ganz in ſeinen Händen wäre. Im Herbſt 1894 erfolgte die Kriegserklärung und alsbald ward eine große Expedition ausgerüſtet, die auf der Weſtſeite der Inſel landete und von Majunga aus gegen Antananarivo vorrückte.

Ein tiefer Schmerz bemächtigte ſich aller evangeliſchen Miſſionskreiſe, die mit immer wachſender Freude das Wachstum

des christlichen Lebens auf Madagaskar verfolgt hatten. Unter allen brutalen Kolonialkriegen der Neuzeit war dieser madagassische einer der schändlichsten. Bei der Verteilung andrer afrikanischer Gebiete unter die Kolonialvölker Europas konnte doch zur Entschuldigung dieses Vorgehens wenigstens geltend gemacht werden, daß es sich dort um eine Unterwerfung heidnischer oder muhammedanischer Stämme handele, deren wilde Sitten und Greuel durch die christlichen Eroberer des Landes abgethan werden sollten. Das Howareich auf Madagaskar war aber kein Schauplatz der Unkultur und Grausamkeit mehr, sondern auf dem besten Wege, durch die Annahme des christlichen Glaubens und christlicher Sittlichkeit in die Reihe der civilisierten Völker einzutreten. Darum mußte bei diesem willkürlich begonnenen Kriege jeder rechtlich Denkende auf Seiten der angegriffenen Madagassen sein. Die europäischen Regierungen schwiegen leider zu diesem Gewaltakt, wohl weniger aus zustimmender Freundschaft als aus dem drückenden Bewußtsein, daß sie selbst kein reines Gewissen in solchen Dingen haben. Aber aus den Reihen der Missionsleute erhob sich ein Sturm der Entrüstung über die freventliche Gewaltthat. Man war hier um die Zukunft Madagaskars um so mehr besorgt, als gerade Frankreich der ärgste Feind der evangelischen Kirche auf den Missionsgebieten ist. Dasselbe Frankreich, welches daheim sich so gern als konfessionslos geberdet, läßt sich außerhalb Europas überall als das gefügige Werkzeug der römischen Propaganda gebrauchen, sodaß man ihm in der Missionsgeschichte geradezu den Beinamen „Soldat der römischen Kirche“ geben kann. Keine andre Kolonialmacht ist so unduldsam gegen die englischen oder deutschen evangelischen Missionare, als Frankreich. Das hatten die evangelischen Missionare schon oft erlebt — Tahiti ist ein besonders trauriges Beispiel dieser Art —, daher mußten sie von einer Unterwerfung Madagaskars durch

die Franzoſen das Schlimmſte befürchten. Und ſchlimm genug ſind die folgenden Ereigniſſe geweſen.

Wir wollen auf die Einzelheiten des ſchändlichen Krieges nicht eingehen. Der eigentliche Kampf war kurz. Es kam nicht einmal zu einer offenen Schlacht. Als ſich die Eroberer unter furchtbaren Verluſten an Menſchenleben durch das fieberhauchende Küſtengebiet hindurchgearbeitet hatten und vor Antananarivo ankamen, gab es nur ein kurzes Gefecht in der Nähe der Hauptſtadt. Die Howas waren den europäiſchen Waffen nicht gewachſen. Dazu kam, daß die Führer des Volkes in dem Bewußtſein, den Franzoſen kein Unrecht gethan zu haben, ſich am liebſten gar nicht auf eine Gegenwehr mit blanken Waffen einlaſſen wollten. Es ſchneidet uns durchs Herz, wenn wir hören, daß nach der Kriegserklärung am Sonntag den 21. Oktober 1894 ſich in der königlichen Kapelle ein eingeborner Kaplan der Königin erhob und das Volk ermahnte, in dieſer ſchweren Zeit die Waffen des Gebets fleißig zu gebrauchen. Darauf ſtand die Königin Ranavalona III. ſelbſt auf und flehte in lautem Gebet um Befreiung des Landes von ſeinen Feinden. Sie wandte ſich ſchließlich an das Volk und ermahnte es, nicht zaghaft zu ſein, denn Gott helfe immer denen, die das Recht auf ihrer Seite haben und ihr Vertrauen auf ihn ſetzen.

Dieſe gläubige Zuverſicht wurde aber auf eine ſchwere Probe geſtellt. Die franzöſiſchen Kolonnen trafen unaufgehalten vor der Hauptſtadt ein und hätten mit der ſchon beſchloſſenen Beſchießung unſägliches Unheil über die dicht wohnende zahlreiche Bevölkerung gebracht, wenn nicht im entſcheidenden Augenblick die weiße Fahne auf der Mauer Antananarivos erſchienen wäre. So gab es einen leichten Sieg für die Räuber der madagaſſiſchen Freiheit.

Der franzöſiſche Eroberungszug hatte bis dahin die Miſſionsarbeit nur in geringem Maße geſtört und ſchon wollten die

Missionsgesellschaften ihre Thätigkeit an allen Plätzen wieder aufnehmen, da stellten sich plötzlich ungeahnte Nachwehen des Krieges ein. Es fing in den Tiefen des Volkes an zu gären. Die alte heidnische Partei regte sich und suchte sich nicht nur der Fremdherrschaft sondern zugleich des ihr verhaßten Christentums zu entledigen. Eine Zeit lang waren alle Bande der Zucht und Ordnung auf der Insel gelöst. Die Macht der Howaregierung war gebrochen, sodaß die Aufrührer von dieser Seite nichts zu fürchten hatten; die französischen Truppen aber waren so wenig zahlreich, daß sie den Kleinkrieg, der bald hier, bald dort hervorbrach, nicht so schnell, wie es wünschenswert gewesen wäre, niederschlagen konnten. Am meisten hatten in dieser unruhigen Zeit natürlich die wehrlosen Missionare in den kleineren Städten und auf den Dörfern zu leiden.

Am schlimmsten erging es den Missionsleuten in Sirabe, einer norwegischen Station, die südwestlich von der Hauptstadt in Nordbetsileo liegt. Dort hielten sich gerade die Frauen und Kinder der norwegischen Missionare auf, während diese zu einer Konferenz nach Fianarantsoa gereist waren. Nur zwei ältere Missionare, Engh und Vig, waren zum Schutze der Station und ihrer Insassen zurückgeblieben. Das hatten die Rebellen ausgekundschaftet und sie wußten wohl auch, daß nur zwei französische Sergeanten und einige madagassische Milizsoldaten in der Nähe waren. So überfielen sie die wehrlose Station. Zuerst — es war gerade am 1. Pfingstfeiertag — brannten sie die Missionsstation Loharano nieder und belagerten dann zwei Tage lang in der Stärke von 1500—2000 Mann das Missionshaus in Sirabe. Am Montag früh kündete wildes Geheul den nahenden Feind an. Bald flogen Ziegel und Scherben vom Dache infolge der dort einschlagenden Kugeln. Ein blutiges Ringen zwischen den wenigen Männern im Missionshause und den andringenden Haufen hob an und dauerte bis zum Abend.

Das in der Nähe ſtehende Sanatorium und Spital wurde von der wilden Horde erbrochen, ausgeplündert und verwüſtet; bald ſtanden die mit Rohr gedeckten Dächer und alles Holzwerk in Flammen. Wie viele Madagaſſen hatten doch in dem brennenden Spital Zuflucht gefunden und ihre Geſundheit wieder erlangt! War das der Dank für die Samariterdienſte, die dem Volke hier geleiſtet worden waren? Am zweiten Tage rückten die Belagerer dem Miſſionsgehöft immer näher. Auch das alte Sanatorium mitten im Hofe fiel in ihre Hände, desgleichen ein Wirtſchaftsgebäude. Die erwähnten wenigen Soldaten, die mit rührender Aufopferung die geängſteten Frauen und Kinder verteidigten, waren faſt ganz erſchöpft, auch ging ihre Munition zu Ende. Wären die Rebellen an dieſem Tage nicht ſo ſehr mit der Zerſtörung der nahegelegenen Kirche beſchäftigt geweſen, in der ſie Bänke, Kanzel, Altar, Taufſtein, Harmonium, kurz alles in Stücke ſchlugen, ſo wäre wohl das Schickſal der kleinen Schar beſiegelt geweſen. Die Nacht vom Dienstag zu Mittwoch verlief verhältnismäßig ruhig. Aber der neue Tag mußte das Ende bringen. Die Miſſionsleute waren zum Sterben bereit. Sie ſahen, wie die Belagerer Holz und andres Brennmaterial herbeiſchleppten; auch ſpaniſchen Pfeffer brachten ſie, der, ins Feuer geſtreut, einen unerträglichen beißenden Rauch erzeugt. Es war darauf abgeſehen, ſie entweder zum Verlaſſen der Wohnung zu zwingen oder lebendig zu verbrennen. Die Ärmſten thaten nichts mehr zu ihrer Verteidigung, aber aus tiefſtem Herzen ſchrieen ſie zu Gott, er möge ihnen Rettung ſenden. Und ſiehe, ſie kam. Als um die Mittagszeit die Not aufs höchſte geſtiegen war, erſchien plötzlich eine franzöſiſche Truppenabteilung, deren Anführer wie durch ein Wunder von den Vorgängen in Sirabe gehört hatte und nun die Bedrängten befreite. Ähnlich wie hier, iſt es noch an einigen andern Punkten des Miſſionsfeldes gegangen. Es waren wiederholt Miſſionsſtationen in der

ſchwerſten Gefahr und es ſei den franzöſiſchen Truppen zur Ehre nachgeſagt, daß ſie ſich den Schutz der Miſſionsleute ernſtlich angelegen ſein ließen. Wenigſtens in dieſer Anfangszeit der madagaſſiſchen Wirren.

Es wurde auf evangeliſcher Seite in dieſer dunkeln Zeit allgemein als ein Lichtblick empfunden, als die Verwaltung der eroberten Inſel aus den Händen des die Expedition leitenden Generals Duchesne in die eines Proteſtanten, des Generalreſidenten Laroche gelegt wurde. Das dämpfte den Übermut der Jeſuiten, die von der franzöſiſchen Beſitzergreifung ein entſchiedenes Zurückdrängen des Proteſtantismus und eine Stärkung ihrer eigenen Stellung erwarteten. Laroche täuſchte auch die Hoffnungen der Evangeliſchen nicht. Zwar rief er bald nach ſeiner Ankunft trappiſtiſche Mönche von Algier nach Madagaskar und ſtellte ihnen allerlei Vergünſtigungen in Ausſicht. Das geſchah aber vielleicht weniger aus Wertſchätzung für den katholiſchen Orden, als vielmehr, um dem Verdacht zu begegnen, als ob er es mit den Proteſtanten hielte. Jedenfalls hätte Laroche Licht und Schatten für beide Konfeſſionen gleichmäßig verteilt und die nachfolgende Heimſuchung von der jungen Kirche Madagaskars ferngehalten, wenn er nur länger in ſeinem Amte hätte bleiben können. Es ſoll ihm unvergeſſen ſein, wie er z. B. den beiden Sendboten der Pariſer Miſſionsgeſellſchaft Krüger und Lauga die Wege ebnete und ihnen half, die durch die politiſchen Ereigniſſe eingeſchüchterten evangeliſchen Eingebornen zu ermutigen. Aber weil er eben den Jeſuiten nicht zu Willen war, mußte er weichen. Die Römlinge, deren Einfluß in den franzöſiſchen Militär- und Regierungskreiſen bekannt iſt, ſetzten ſeine Abberufung durch. Er ging und hinterließ dem Lande ein Abſchiedsgeſchenk in Geſtalt eines Geſetzes, welches die Sklaverei endgiltig aufhob.

An ſeiner Stelle kam der mit weitgehenden Befugniſſen ausgeſtattete General Galliéni, der ſich in der Folgezeit als

katholiſcher Diktator zeigte. Er war in den erſten Jahren ein ganz gefügiges Werkzeug in der Hand der Jeſuiten und hat in mehr oder weniger offenem Zuſammengehen mit ihnen eine Reihe furchtbarer Schläge gegen die evangeliſche Miſſion geführt, die von ſeinen Untergebenen und von den Helfershelfern der Römiſchen vielfach noch ärger weitergegeben wurden, als ſie beabſichtigt waren. Die Jeſuiten, die beim Ausbruch des Krieges die Inſel verlaſſen hatten, aber nach ſeiner Beendigung in verdoppelter Zahl wiedererſchienen, bearbeiteten zunächſt die öffentliche Meinung. Sie führten den leichtgläubigen Eingebornen immer und immer wieder zu Gemüte, daß ſie durch den Übertritt zum Katholizismus ihre gute Geſinnung gegen die neue Herrſchaft beweiſen würden. Katholiſch und franzöſiſch, das wären gleichbedeutende Worte. Sie benutzten auch das Verlangen der ſich hervordrängenden Elemente, franzöſiſch zu lernen, indem ſie erklärten, ſie wollten denen, welche die Meſſe regelmäßig beſuchten, unentgeltlich Sprachunterricht erteilen und dergl. Der General kam dieſen ihren Beſtrebungen durch ein neues Schulgeſetz zu Hilfe, welches beſagte, daß künftig in allen Miſſionsſchulen, ſelbſt in gewöhnlichen Volksſchulen, die Hälfte aller Unterrichtsſtunden auf den franzöſiſchen Sprachunterricht verwandt werden ſollte. Dieſes Geſetz kehrte ſeine Spitze deutlich genug gegen die evangeliſche Miſſion. Ganz abgeſehen davon, daß es nach evangeliſchen Grundſätzen mit einer geſunden Schulpraxis unvereinbar iſt, die Mutterſprache eines Volkes in den niederen Schulen durch die Sprache der Machthaber zu erſetzen, woher ſollten die engliſchen und norwegiſchen Miſſionare, die bis dahin madagaſſiſch unterrichtet hatten, binnen wenigen Monaten die Fähigkeit haben, Lehrmeiſter der franzöſiſchen Sprache zu werden? Aber die Drohung, daß im andern Falle nach kurzer Friſt ihre Schulen geſchloſſen würden, nötigte ſie, ſich der grauſamen Verordnung anzupaſſen. — Auf die Vergewaltigung der

Schulen folgten andre Missionsinstitute. In der Nähe der Hauptstadt stand ein großes Hospital, das von der Londoner und der Quäkermission gemeinsam unterhalten wurde. Sein Bau hatte der Mission gegen 125 000 Mark gekostet. Die Missionsverwaltung war auch entgegenkommend genug, ihre Säle den Verwundeten der französischen Expedition zur Verfügung zu stellen. Nichtsdestoweniger wurde das Haus von der französischen Regierung beschlagnahmt. Ähnlich ging es mit einer medizinischen Schule, in der von den englischen und norwegischen Missionsärzten gemeinsam unterrichtet wurde. Galliéni verurteilte sie zum Stillstand und legte der ärztlichen Mission noch dadurch besondere Schwierigkeiten in den Weg, daß er verordnete, jeder Arzt müsse fortan sein Doktordiplom auf einer französischen Universität erwerben.

Wenn solche Gewaltakte schon am Sitz der neuen Kolonialregierung möglich waren, wie viel ärger mag es in den abgelegenen Distrikten zugegangen sein. Es werden denn auch die empörendsten Geschichten von dorther in den evangelischen Berichten erzählt. Die französischen Offiziere gingen dabei Hand in Hand mit den Jesuiten, die jetzt mit Hochdruck arbeiteten. Hier ein paar Proben davon, die dem Briefe eines evangelischen Franzosen entnommen sind: „Der Jesuitenpater geht in alle Ortschaften, wo Militärposten liegen und knüpft mit Offizieren und Gemeinen Freundschaft an. Diese erhalten den Auftrag, dem Volke begreiflich zu machen, daß die englischen Missionare die Feinde sind und daß sie infolgedessen von Frankreich scheel angesehen würden, wenn sie Protestanten blieben. Sind die Gemüter in diesem Sinne bearbeitet und ist die Furcht groß genug, so schickt der Pater einen katholischen Lehrer, der von den Soldaten sehr rücksichtsvoll aufgenommen wird. Um die Kinder zum Besuch der neuen Schule zu bewegen, stellt der Anführer des Postens einen seiner Soldaten als französischen

Sprachlehrer zur Verfügung. Es bedarf dann kaum noch einiger Drohungen und das gewünschte Resultat ist erreicht. Die Eltern halten sich gegen ihren eigentlichen Willen für verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wo das Französische durch einen Europäer gelehrt wird. Es geht zuweilen nicht so glatt ab; dann greift man zu kräftigeren Mitteln. In Ambatomanga that der Offizier alles mögliche, die Protestanten zu quälen und zu entmutigen. Er belegte ihre Kirche mit Beschlag, um seine Soldaten darin unterzubringen. Dazu war er beim Belagerungszustand berechtigt. Aber anstatt sie dafür schadlos zu halten, ließ er den Priester kommen und überwies ihm eins der besten Gebäude im Orte als Kapelle; wohl gemerkt, es hatte dort bisher noch keinen einzigen Katholiken gegeben. Die Protestanten mußten sich unter freiem Himmel versammeln. Als derselbe Offizier eines Tages nach Ambohijoky kam, rief er die Eingebornen auf dem Dorfplatze zusammen und sagte ungefähr folgendes: „Ich bin Katholik und euer Gebieter. Ihr habt mir also zu folgen. Diejenigen, welche Katholiken werden wollen, mögen ihre Hand aufheben!“ Viele kamen diesem Winke nach. Nun fuhr er fort: „Diejenigen, welche Protestanten bleiben wollen, mögen es mir sagen!“ Als daraufhin der eingeborne Prediger und zwei oder drei Gemeindeglieder vortraten, rief er: „Was, ihr widersetzt euch mir?“ „Nein,“ antworteten diese, „aber wir wissen, daß Frankreich uns gestattet, Gotte nach unserm Gewissen zu dienen, und deshalb wünschen wir, bei allem Gehorsam gegen die Gesetze Frankreichs Protestanten zu bleiben.“ Der Offizier blickte sie scharf an und sagte nur: „Ich werde euch bestrafen.“

Ist es bei einem solchen Vorgehen der Katholiken zu verwundern, daß viele madagassische Christen, denen die Fügsamkeit und Nachgiebigkeit gegen alles, was ihnen als Autorität entgegentritt, als Nationalschwäche anhaftet, zu ihnen übergingen? Es ließe sich ein ganzes Buch voll trauriger Beispiele schreiben, wie

evangelische Kirchen in katholische verwandelt, und protestantische Schulen um ihre Zöglinge gebracht wurden. Diese Vorgänge in der madagassischen Mission bilden eins der dunkeln Blätter, an denen die Geschichte der römischen Propaganda bekanntlich so reich ist. Wir müssen ja freilich auch auf den Einwand gefaßt sein, daß die evangelischen Christen den Anfechtungen mehr Widerstand hätten entgegensetzen sollen. Das ist wohl wahr und es fehlt auch nicht an erhebenden Beispielen, wie namentlich die eingebornen Pastoren trotz aller Einflüsterungen und Drohungen fest blieben und ihren Gemeindegliedern als rechte Diener am Wort über die schwerste Zeit hinweggeholfen haben. Aber man darf doch auch nicht vergessen, daß es die in der ganzen Welt durch ihre Schleichwege berüchtigten Jesuiten waren, mit denen sie es zu thun hatten. Als die Entrüstung über die schmachvolle Behandlung der evangelischen Mission einmal besonders laut geworden war und auch in Frankreich sich regte, gab General Galliéni eine Verordnung heraus, in welcher er betonte, die französische Regierung verhalte sich neutral zu der Religion der Eingebornen. Er deutete in diesem Schriftstück an, daß gewisse Missionare den Schein erregt hätten, als ob eine Konfession bevorzugt würde. Damit waren natürlich die Jesuiten gemeint und der Erlaß untersagte ausdrücklich einen solchen Druck auf die Eingebornen. Was thaten da die Jesuiten? Sie erklärten, das wäre eine Warnung für die englischen Missionare, die das Mißfallen des Generals erregt hätten! Einer solchen Hinterlist waren die harmlosen Madagassen nicht gewachsen.

Den schwersten Schlag empfing die evangelische Sache mit der Absetzung und Verbannung der Königin. Die Katholiken trugen sich anfangs mit der Hoffnung, die evangelische Fürstin zu sich hinüberzuziehen. Der Bischof Cazet besuchte sie in der Woche wohl 4 oder 5 mal, dazwischen kamen katho-

liſche Nonnen, um ſie zu bearbeiten und ihr die Religion ihrer Unterdrücker lieb und wert zu machen. Als ſie ſich dafür unzugänglich erwies, griff man zur Gewalt. Eines Abends erſchien ein Offizier Galliénis im Palaſt und erklärte der Ahnungsloſen, daß ſie der königlichen Würde entkleidet ſei und am nächſten Morgen nach Réunion abzureiſen habe. Die Königin war wie vom Schlage gerührt und bat in der demütigſten Weiſe, den Gewaltakt rückgängig zu machen. Aber ihre Bitten fruchteten nichts. Am nächſten Tage früh $^1/_2$3 Uhr, als noch dunkle Nacht über den Straßen Antananarivos lagerte, mußte die Entthronte, der man alle Abzeichen ihrer königlichen Würde weggenommen hatte, einen Tragſtuhl beſteigen und von zwei franzöſiſchen Offizieren, einem Dolmetſcher und einigen ihrer Diener begleitet die Reiſe in die Verbannung antreten. Wie zweizüngig man auch dabei dem Volke gegenüber verfuhr, iſt aus der Proklamation zu erſehen, die an demſelben Vormittag von Galliéni in der Hauptſtadt verbreitet wurde. Es heißt da zu Anfang: „Seitdem die Regierung der Republik Madagaskar als franzöſiſche Kolonie erklärt hat, iſt die Königswürde in Imerina zwecklos geworden. Ich habe daher die Königin eingeladen, auf die Ausübung ihrer Würde zu verzichten und auf ihre Bitte habe ich ſie ermächtigt, ſich nach der Inſel Réunion zu begeben, wo ſie die vollſte Gaſtfreundſchaft der franzöſiſchen Behörden empfangen wird.“

Doch genug von dieſen traurigen Dingen. Sie ſollten den Chriſten in Europa die Schamröte in die Wangen treiben; in wie traurigem Lichte muß den noch halbheidniſchen Madagaſſen das Chriſtentum in der Heimat ihrer Bedränger erſcheinen! Und was thaten die dem Namen nach „chriſtlichen Mächte“, um dem Frevel zu wehren? Nichts, gar nichts! Sie haben unthätig zugeſehen, als dieſe Ungerechtigkeiten geſchahen.

Und doch sollten die bedrängten evangelischen Christen Madagaskars nicht ohne Hilfe und Stärkung bleiben. Wie viele Gebete in dieser Zeit aus unsern Missionskreisen für Madagaskar zum Himmel emporgesandt worden sind, weiß nur der, welcher ins Verborgne sieht. Aber eine schöne Frucht dieser Gebetsgemeinschaft trat auch in die Erscheinung. Fast auf allen Missionsversammlungen der letzten Jahre stand die Frage: „Was soll aus der gesegneten Mission in Madagaskar werden?“ im Vordergrund. Die beteiligten Missionsgesellschaften traten einander noch näher, als es bisher schon der Fall gewesen war. Dabei kam man zu der Überzeugung, daß den entstandenen Schwierigkeiten am besten dadurch begegnet würde, wenn sich eine protestantische Missionsgesellschaft französischer Nationalität ins Mittel schlüge. Es giebt eine solche, die Pariser evangelische Missionsgesellschaft. Ihr Name hat seit langer Zeit einen guten Klang unter den Missionsleuten. Nicht nur, weil die französischen Protestanten so überaus opferwillig für die Mission sind; ihre Seelenzahl beläuft sich auf höchstens 650000, ihre Missionsgesellschaft brachte aber 1896 nicht weniger als 340000 Mark auf. Besondere Anerkennung verdient ihre Bereitwilligkeit, immer an jenen gefährdeten Stellen einzutreten, wo die französische Kolonialpolitik andre evangelische Missionare zu verdrängen sucht. Auch bei den madagassischen Wirren haben sie diesen hochherzigen Sinn bewährt und sind mit Aufbietung aller Kräfte den englischen und norwegischen Brüdern zu Hilfe geeilt.

Es war schon oben von ihren Abgesandten Professor Krüger und Pastor Lauga die Rede. Sie besuchten unmittelbar nach der französischen Besetzung die Insel, um etwaigen Schwierigkeiten, die sich zwischen den französischen Machthabern und den Missionaren fremder Nationalität erheben möchten, die Spitze

abzubrechen. Thatsächlich haben sie diesen beiden Parteien gleicherweise wie der Königin gute Dienste geleistet. Letztere sprach das in einem Dankschreiben, das sie bei Gelegenheit einer Gesandtschaft nach Paris der dortigen Missionsleitung übermitteln ließ, mit großer Wärme aus. Als diese Kundschafter in die Heimat zurückgekehrt waren, entschloß sich ihre Gesellschaft, zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen noch größere Anstrengungen zu machen. Sie erklärte sich bereit, die von der adligen Jugend der Hauptstadt besuchte sogenannte Palastschule und die von ca. 30000 Kindern besuchten Volksschulen der Londoner Mission in der Provinz Imerina zu übernehmen. Einer jener beiden Sendboten hatte bereits 8 evangelische Howalehrer mit nach Frankreich gebracht, die dort ihre weitere Ausbildung empfingen, um später in ihrer Heimat noch bessere Dienste leisten zu können. Zu gleicher Zeit trat die Pariser Gesellschaft auch in ein schönes Wechselverhältnis zu den norwegischen Brüdern ein. Sie sandte ihre eigenen für Madagaskar bestimmten Missionsleute vor ihrer Abordnung eine Zeit lang nach Norwegen, um mit den dortigen Missionskreisen Fühlung zu bekommen und gewährte andrerseits den norwegischen Boten alle mögliche Gastfreundschaft und Hilfeleistung bei deren vorübergehendem Aufenthalt in Paris. In ähnlicher Weise ward die Gemeinschaft mit den beteiligten englischen Gesellschaften gepflegt.

Es war ja nicht anders zu erwarten, als daß die evangelischen Missionskreise von Paris in der übermächtigen katholischen Umgebung ihrer Heimat durch ein solches Vorgehen einen schweren Stand bekamen. Die Jesuiten haben alle Hebel in Bewegung gesetzt, ihre Hilfsleistung zu verdächtigen und zu hindern. Aber wenn auch ihre Verleumdungen schwer zu tragen waren, die Wahrheit siegte doch immer wieder über die Lüge. Die schmerzlichsten Fersenstiche empfing die Missionsgesellschaft übrigens nicht in

Paris, sondern in Madagaskar. Im Frühjahr 1897 waren wieder zwei Abgesandte von ihr, Eskande und Minault, auf dem Wege, die evangelischen Gemeinden der Insel zu besuchen und zu stärken. Am 21. Mai wurden sie plötzlich in einem Dorfe unfern von Betafo ermordet. Es hieß zuerst, sie wären von Räuberhand gefallen, als aber die Schuldigen von den französischen Behörden nach einiger Zeit verhaftet wurden, stellte sich heraus, daß es keine heidnischen Madagassen waren, sondern eingeborne Katholiken, zwei von ihnen waren Lehrer im Dienste der Jesuiten. Man braucht dem weiter nichts hinzuzufügen, aber man möchte über solche Dinge das Haupt verhüllen und weinen.

Den vereinigten Bemühungen der evangelischen Franzosen, Engländer und Norweger ist es im letzten Jahre gelungen, die durch die politischen Unruhen und die Umtriebe der Jesuiten verwirrten evangelischen Gemeinden wieder besser in Stand zu bringen und die weitgehenden Forderungen der französischen Kolonialregierung in befriedigender Weise zu erfüllen. Der gute Erfolg bleibt nicht aus. General Galliéni hat in der jüngsten Zeit eine wesentlich freundlichere Stellung zur evangelischen Mission eingenommen und angefangen, manches begangene Unrecht wieder gutzumachen. Auch sind viele der aus Furcht zum Katholicismus übergetretenen Madagassen zu ihrer Kirche zurückgekehrt. Der Verlust ist freilich trotzdem groß genug. Es fehlt zur Zeit noch an einer genauen Feststellung des Besitzstandes beider Konfessionen. Leider aber unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn eine solche vorgenommen wird, die Zahlen der evangelischen Mission, die wir oben gaben, stark zusammengeschmolzen sind, während die Jesuiten mit entsprechend größeren Zahlen prunken können. Wer da weiß, wie die Verschiebung zustande gekommen ist, wird sich allerdings mit Verachtung von diesem Glaubensdiebstahl abwenden.

Es ſind ſchmerzliche Erfahrungen, die die evangeliſche Miſſion auf Madagaskar in den letzten Jahren hat machen müſſen. Die Heimſuchung iſt um ſo ſchwerer zu tragen, weil dabei wieder einmal der ganze Jammer der in ſich zerriſſenen Chriſtenheit offenkundig wird. Wie werden die Heiden darüber die Köpfe ſchütteln! Wie werden die Feinde unſers Glaubens und der Miſſion darüber ſpotten! Gott ſei Dank, daß der Anlaß zu beidem nicht von der evangeliſchen Seite ausgeht. Möge den norwegiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Miſſionaren und ebenſo den eingebornen proteſtantiſchen Chriſten immer das Wort des Apoſtels vor der Seele ſtehen: „Laß dich nicht das Böſe überwinden, ſondern überwinde das Böſe mit Gutem.“ (Röm. 12, 21.) Es wird ſich auch hier zeigen: „Denen die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“

Wir glauben feſt daran, daß ſelbſt aus dieſen traurigen Wirren ein Segen für die evangeliſche Kirche auf Madagaskar kommt, wenn man nur die Hand Gottes walten läßt. Ein wenig davon haben wir ſchon zu ſehen bekommen: Die Vermehrung der Arbeiter auf dieſem Miſſionsfelde. Die Pariſer evangeliſche Geſellſchaft war vor einer längeren Reihe von Jahren von der franzöſiſchen Regierung aufgefordert worden, ſich an der Chriſtianiſierung Madagaskars zu beteiligen. Damals wies ſie das Anſinnen entſchieden ab, weil ſie ihre Arbeit im Dienſte des Herrn, deſſen Reich nicht von dieſer Welt iſt, nicht mit politiſchen Beſtrebungen verquicken und ſich auch nicht in das Arbeitsgebiet einer andern Geſellſchaft eindrängen wollte. Jetzt aber, wo ſie von ihren Schweſtergeſellſchaften dringend eingeladen wurde, das Miſſionsnetz, das ihnen zu ſchwer wurde, ziehen zu helfen, iſt ſie bereitwillig gekommen und hat kein Opfer an Menſchen und Geldmitteln geſcheut. So iſt alſo nicht eine Verringerung, ſondern eine Vermehrung der evangeliſchen Arbeiter im Weinberge des Herrn eingetreten. Das wird aber nicht

der einzige Gewinn bleiben. Ein solcher wird sich, wie wir hoffen, mit der Zeit auch aus der Sichtung der schwer bedrängten Gemeinden ergeben. Wie die Dinge augenblicklich (Frühjahr 1898) liegen, kann man über die mehr oder weniger zwangsweise erfolgte Einverleibung vieler evangelischer Madagassen in die Gemeinden der Jesuiten nur bittere Klage führen. Aber schon jetzt ist eine rückläufige Bewegung zu bemerken. Die besseren Christen fangen an, sich ihrer Fahnenflucht zu schämen. Es werden viele von ihnen zurückkehren. Alle freilich wohl nicht. Aber Gott gebe, daß die kleiner gewordenen Gemeinden durch die Sichtung an innerer Kraft und Glaubensgehalt wachsen. In den letzten Jahrzehnten hatte der evangelischen Mission die Sonne der Hofgunst geschienen. Da sind jedenfalls viele gekommen, die innerlich für die Taufe noch nicht reif waren. Wenn sie nun aus den evangelischen Gemeinden wieder ausgeschieden sind, so muß man das um ihretwillen zwar beklagen, aber für die Gemeinden bedeutet es kaum einen Verlust. Wenn wir alles, was geschieht, in höherem Lichte betrachten, sehen wir auch in der neuen Prüfung, die über die Madagassen-Mission gekommen ist, die Hand des Herrn. Es war auch auf diesem Missionsfelde gegangen, wie Matth. 13, 47 zu lesen steht: „Das Himmelreich ist gleich einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt.“ Es gab auch hier gute Fische und faule Fische. Ihre endgültige Scheidung erfolgt, wie die Schrift sagt, erst am Ende der Tage. Wenn aber der Herr, aus dessen guten Händen auch unsre Heimsuchungen kommen, schon jetzt eine vorläufige Sichtung vornimmt, so wollen wir ihn auch dafür preisen. Unser Vertrauen zu ihm kann nicht erschüttert werden. „Sein Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.“ (Jes. 28, 29.)

III. Jamaika.

1. Wie es war.

Wenn Madagaskar verdient, die Königin des Indiſchen Ozeans genannt zu werden, ſo trägt Jamaika mit Recht den Namen: Perle der Antillen, Königin im Caribiſchen Meer. Ihr Name bedeutet: Land des Überfluſſes an Waſſer. Die Inſel hat eine Ausdehnung von 250 □ Meilen. Von wahrhaft unbeſchreiblichem Liebreiz iſt die dortige Natur. Alles vereinigt ſich, um das Auge zu entzücken. Die hohen, dichtbewaldeten Berge, die fruchtbaren, von klaren Waſſern durchzogenen Ebenen, die im ſaftigſten Grün prangenden Wieſen, die reichen wogenden Zuckerrohrfelder; rings um die Geſtade der Inſel die brauſenden Wogen des Ozeans; darüber der tiefblaue Tropenhimmel, von welchem die helle Sonne ihre Strahlen herabſendet und eine wunderliebliche Vegetation hervorruft. Dunkle Palmen- und Bananenhaine gewähren Kühlung und Schatten, und die Pracht der übrigen Pflanzenwelt leuchtet dem erſtaunten Auge entgegen. Da die Inſel mit einem Gürtel von Klippen umgeben iſt, kann der Ozean ſeine Schlammmaſſen nicht an die Ufer abſetzen; darum ſind die Geſtade Jamaikas frei von giftigen Ausdünſtungen, von Sümpfen und Moräſten; mit ſanftem Gemurmel rollen die unermüdlichen Wellen ſpielend

über den reinen Uferſand. Durch die ganze Inſel hindurch in einer Ausdehnung von 70 Stunden ziehen ſich hohe, dichtbewaldete Berge, ähnlich wie auf Madagaskar, wenn auch nicht ſo gewaltig wie dort. Jamaika iſt ſchön und verdient vor andern Inſeln eine Perle des Ozeans genannt zu werden.

Ein Miſſionar ſchildert den Blick von einer Bergeshöhe auf die Inſel nach Sonnenaufgang. Er ſagt: „Die ganze Inſel liegt klar und deutlich vor uns. Ein großartiger Anblick, dem ich keinen andern an die Seite zu ſtellen wüßte! Bei der wunderbaren Reinheit der Luft ſehen wir jenſeits des wohl 50 Stunden entfernten Weſtendes die See noch deutlich genug. Gegen Norden, gerade unter uns, liegt Port Antonio; weiterhin erkennen wir die Annotto-Bai und noch 13 Stunden weiter kann man die Schiffe in der St. Anna-Bai unterſcheiden. Viele andre Vorgebirge, deren Namen wir nicht wiſſen, zeigen ſich noch weiter gegen Nordweſten hin. Nach Süden blicken wir hinab auf Morantbai, Kingſton, Portroyal und zahlreiche andre Punkte, die ins blaue Waſſer hinausragen. Kingſton, etwa in einer Entfernung von 13 Stunden, liegt ſcheinbar zu unſern Füßen, ſodaß wir die Leute auf den Straßen ganz deutlich einhergehen ſehen. Eine Vereinigung von allen Reizen dieſer ſchönen Welt bietet ſich unſerm trunknen Auge dar: hohe Berge, bis zu ihrem Gipfel mit dem ganzen Reichtum tropiſcher Vegetation bekleidet; tiefe Schluchten, durch welche glitzernde Bäche herabſtürzen, bald unter überhangenden Wäldern verſteckt, bald mit glänzenden Blumen und üppigem Blätterwerk bekränzt; ſonnige Thäler, weite Savannen, ausgedehnte Ebenen mit goldnen Ernten, während durch die reifenden Kornfelder prächtige Flüſſe friedlich und ſchweigend ſich hindurchwinden, und Gruppen von Gebäuden ſich unter den ſchützenden Äſten gigantiſcher Bäume verſtecken. Und als Rahmen zu dieſem wunderbaren Gemälde, als Faſſung für dieſes Juwel die See, die das Ganze

mit einem Gürtel des heiterſten Blaus umſchließt, ein ſchönes Abbild des azurblauen Himmels."

Iſt aber die Sonne untergegangen, ſo leuchten die Sterne in der tropiſchen Nacht hell und glänzend. Unzählige Leuchtkäfer durchfliegen die Luft wie Feuerfunken. Dem Europäer iſt der Aufenthalt im Freien bei hellen Mondnächten nicht zu raten. Er hat einen böſen Feind zu fürchten: das gelbe Fieber, welches ſich beim Beginn der Regenzeit in den Niederungen einzuſtellen pflegt. Wie alle Tropenländer, ſo hat auch Jamaika mitunter von heftigen Erdbeben und Orkanen zu leiden.

Im Jahre 1494 wurde die Inſel von Kolumbus entdeckt und blieb bis 1654 unter ſpaniſcher Herrſchaft. Was das zu bedeuten hat, kann man daraus ſehen, daß bereits 40 Jahre nach der Entdeckung kein Ureinwohner Jamaikas mehr lebte: Wahrlich, wenn man die Geſchichte der Entdeckung der neuen Welt lieſt, und man ſieht da, in welch ſchauerlicher Weiſe von den Europäern gegen die Urbewohner verfahren worden iſt, man möchte faſt wünſchen, der ganze Erdteil wäre den Entdeckern unbekannt geblieben. Kaiſer Karl V. erlaubte — es war gerade im Jahre der Reformation 1517 —, daß an Stelle der ausgerotteten Inſulaner Schwarze eingeführt würden. Eine Grauſamkeit folgte der andern. Jetzt begannen die berüchtigten Sklaventransporte von Weſtafrika her. Die ſchwarze Raſſe wurde ebenſo ſchändlich behandelt als die von der Erde verſchwundenen Urbewohner. Welche Greuel ſind da ausgeübt worden! Welche Unſumme von Schändlichkeiten verbirgt ſich in der Thatſache, daß in 100 Jahren gegen $2^1/_2$ Millionen Neger auf die weſtindiſchen Inſeln eingeführt worden ſind! Was der Prophet Jeſaias einmal von ſeinem Volk geſagt, trifft hier die europäiſchen civiliſierten Völker: „Das Volk wird Schinderei treiben, einer über den andern." (Jeſ. 3, 5).

Die unterdrückten und gequälten Neger, die mit Leib und Leben ihren grausamen Herren angehörten, suchten später, als ihrer viele geworden waren, wiederholt das Joch zu zerbrechen, das ihren Nacken blutig drückte. So folgte ein Sklavenaufstand dem andern. Innerhalb 150 Jahren sind 27 Aufstände zu verzeichnen, deren beiderseitige blutige Grausamkeiten nicht zu beschreiben sind. Manche von den Negern flohen, wie dies auch in Guyana geschehen, in die Wälder und wurden sogenannte Maronen oder wilde Buschneger. Um dem zu begegnen, veranstalteten die Sklavenbesitzer förmliche Jagden nach den Flüchtlingen, wobei die schwarzen Menschen wie das Wild bei einer Treibjagd gehetzt wurden. Wehe dem Sklaven, der dabei wieder eingefangen wurde. Keine Marter war zu grausam für ihn.

Das Leben der Menschen auf Jamaika, mochten es nun Weiße, Mischlinge oder Schwarze sein, war zu dieser Zeit ein wahres Sündenleben. Europäer, welche hinkamen, fühlten in der Regel erst einen Ekel über das widerliche fleischliche Treiben, welches sie mit ansehen mußten, nahmen aber bald selbst daran teil. Die verschiedenfarbigen Bewohner lebten in völliger Fleischesfreiheit zusammen. Der sogenannte „Jamaikagebrauch“ wurde mitgemacht. Ringsum ein wahres Paradies, und doch die Hölle durch die Sünde der Menschen.

Einen Hauptbestandteil der Ausfuhr, sowie des Handels von Jamaika bildete der Zucker, der aus dem dort eingeführten und herrlich gedeihenden Zuckerrohr gewonnen wurde. Die Europäer, welche ihre Getränke und Speisen damit versüßten, ahnten nicht, welche Seufzer, Klagen, Schmerzensäußerungen laut geworden waren, ehe der Zucker die gegenwärtige Gestalt angenommen. Das Bestellen eines Zuckerrohrfeldes ist schon sehr mühselig und beschwerlich, noch mehr das Abhauen des Rohrs mit einem krummen Messer, und das alles thun müssen unter den brennenden Sonnenstrahlen — welche Qual! Aber wehe dem

Schwarzen, der sich müde oder lässig zeigt. Die Peitsche des Aufsehers, der ebenso gefühllos ist wie die Peitsche selbst, trifft hart und blutig! Das abgeschnittene Zuckerrohr wird dann in die Mühle gebracht, welche früher von Tieren, jetzt von der Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Eine solche Mühle besteht in der Regel aus 3 senkrecht stehenden eisernen Walzen, die sich gegeneinander bewegen und das dazwischengeschobene Rohr zerquetschen. Die Arbeit, das Rohr zwischen die Walzen zu schieben, ist zwar nicht gerade anstrengend, aber sehr gefährlich. Ein scharf geschliffenes Beil liegt bereit, um durch einen raschen Hieb Arm oder Hand abzuhauen, im Falle jemand mit den Fingern zwischen die Walzen geraten sollte. Das ausgepreßte Rohr dient als Brennmaterial; der Saft wird eingesotten und nach mancherlei Wandlungen kommt endlich der weiße Zucker zum Vorschein.

Die Grausamkeiten, welche die armen Neger von ihren weißen Peinigern zu erdulden hatten, wollen wir nicht anführen. Gerechtigkeit oder irgend welche Fürsorge für die Schwarzen gab es einfach nicht, bis endlich von Europa aus daran gearbeitet wurde, die Ketten der schwarzen Brüder zu brechen. Von Staatswegen hatte England schon frühzeitig eine Kirche auf Jamaika eingerichtet, aber bis zum Jahre 1824 herrschte die größte und gröbste Unordnung in den kirchlichen Verhältnissen. Wünschten die Plantagenbesitzer ihre Sklaven getauft zu sehen, was vereinzelt vorkam, so taufte sie der Regierungspfarrer ohne Umstände, d. h. ohne jeden vorhergegangenen Unterricht. Die Neger wußten in den meisten Fällen nicht, was mit ihnen geschah, glaubten sich aber durch das Besprengen mit Wasser vor Zauberei geschützt. Wie traurig ist es, was ein Neger von seiner Taufe erzählte: „Ich hörte da etwas von Gott murmeln und meinte, das sei wohl der Pfarrer im langen Rock.“ Von Religion war damals keine Rede unter den Negern,

wohl aber war die Furcht vor bösen Geistern vorhanden und ging allerlei Zauberei im Schwange. Sie hatten das afrikanische Heidentum mit nach Westindien gebracht. Da waren die Obi oder Obiamänner mit ihren Fetischen; ihnen entgegen standen die sogenannten Mayalmänner, die hauptsächlich mit Kranken und Verstorbenen ihr Wesen hatten. Die Weißen ließ man aber von den abergläubischen Gebräuchen nichts merken. Erst bekehrte Neger haben solches kundgegeben. Der Sonntag war, wie auf allen westindischen Inseln, ein Markttag. Da pflegte es so zuzugehen, daß halbwegs anständige Leute sich nicht auszugehen getrauten. Das Leben der Schwarzen war eine ununterbrochene Kette von Plage und Sünde.

Die ersten Missionare auf Jamaika gehörten der Brüdergemeine an. Zwei Plantagenbesitzer baten den Grafen Zinzendorf, er möchte doch auch etwas für die armen Schwarzen thun. Im Jahre 1754 betraten die ersten Friedensboten die Insel und fanden auf der später verlassenen Plantage Karmel Aufnahme. Die Mission hatte hier mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Fleischessünden, besonders eine grauenhafte Unzucht bildeten das größte Hindernis auf Seiten der Neger; die Hauptgegner der Missionare aber waren die gewissenlosen Weißen. Ihnen war die geistige und moralische Hebung der Schwarzen gründlich zuwider. Ist es nicht eine Schande für diese Vertreter eines civilisierten, christlichen Volkes, wenn die Missionare schreiben mußten: „Alle Eigentümer und Vorgesetzte wünschen wohl treue und fleißige Neger zu haben, aber den meisten ist nicht damit gedient, wenn sie der Sünde absterben.“?

Neben der Brüdergemeine traten nach einiger Zeit auch die Methodisten mit in den Kampf wider die Mächte der Finsternis ein. Unter ihren Sendboten verdient namentlich der Engländer Thomas Coke, ein Freund des berühmten John Wesley erwähnt zu werden. Wie jener Peter von Amiens, der die

Ritter seiner Zeit zum Kreuzzuge begeisterte, zog er durch die Städte Englands, Irlands und Nordamerikas, um die öffentliche Meinung gegen die Sklavenhalterei aufzurufen. Als ihm das gelungen war, reiste er selbst nach Westindien. Zwar erging es ihm traurig auf der Reise. Das Schiff hatte einen heftigen Sturm zu bestehen und der gottlose Kapitän, ein Gesinnungsgenosse der Sklavenbesitzer, behauptete, sie hätten einen „Jonas" an Bord, fiel sogar über Coke her, warf seine Habseligkeiten ins Meer, ja er bedrohte den Missionar selbst mit diesem Schicksal, wenn er nicht mit Beten aufhörte. Coke blieb ganz ruhig und gab dem Manne den freundschaftlichen Rat, den Kurs des Schiffes zu ändern, weil alsdann alles noch gut abgehen werde. Als er in Kingston, der Hauptstadt Jamaikas ankam, mußte er es gerade mit ansehen, daß einer seiner Mitarbeiter, Hammet mit Namen, von dem weißen Pöbel, der ihn bei einer Predigt überfallen hatte, schrecklich mißhandelt wurde. Kaum wurde bekannt, daß Coke, der rührige Vorkämpfer der Sklavenbefreiung zugegen sei, so ging man mit den schmählichsten Beschuldigungen gegen ihn vor. Ja er geriet wiederholt in Lebensgefahr. Aber er ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Von den Schwarzen wurde er natürlich mit Freuden aufgenommen und es gelang ihm, eine Gemeinde unter ihnen ins Leben zu rufen und eine Kirche für sie zu bauen. Leider benahm sich die englische Behörde nicht so, wie sie hätte thun müssen. Sie stand mehr auf Seiten der Sklavenhalter. So konnte es dahin kommen, daß ein Gesetz erlassen wurde, welches verbot, die Neger in christlichen Unterricht zu nehmen. Da hatten die Missionare natürlich einen schweren Stand. Einem unter ihnen wurde von Leuten, die die Obrigkeit der Insel bildeten, einmal gesagt: „Mein Herr, geben Sie acht, wir haben unsre Augen offen. Wir verwehren Ihnen das Predigen nicht, wenn Sie rechten Gebrauch davon machen wollen. Sagen Sie den Negern, sie

ſollen nicht fortlaufen, ſondern daheim bleiben, ihre Herren ehren und fleißig für ſie arbeiten. Das predigen Sie ihnen immerhin. Aber kein Glaube, nichts von Glauben, mein Herr! Sagen Sie den Sklaven, ſie ſollen gute Knechte ſein, nicht ſtehlen, nicht lügen. Aber verſchonen Sie uns mit Glauben, nehmen Sie ſich in acht, wir werden ein Auge auf Sie haben."

Derſelbe Miſſionar war vor den Gerichtshof geladen worden, um ſich zu verantworten wegen angeblicher Anſtiftung einer Verſchwörung. Man hatte nämlich in der Kiſte einer alten Negerin einen Streifen Papier gefunden, auf welchem die Worte ſtanden: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, die reißen es an ſich" (Matth. 11, 12). Keiner von den weißen Richtern kannte das Wort, keiner ſchien je die Bibel geſehen und geleſen zu haben! Die Worte klangen verdächtig. Das „Gewalt-thun", das „An-ſich-reißen" konnte nur auf eine Rebellion der Schwarzen ſich beziehen. Eine Unterſuchung der Sklavendörfer wurde angeordnet, und man fand zum Schrecken noch mehr ſolche Zettel. Jetzt wurden Soldaten aufgeboten. Da dieſe Zettel nach Ausſagen der Neger von den Miſſionaren herkamen, ſo wurde der nächſte Miſſionar ergriffen und unter ſtarker Bedeckung vor Gericht geführt. Ihm war der Triumph zu gönnen, als er den verblüfft dreinſchauenden Richtern jene Stelle in der Bibel zeigte! So geſchehen im Jahre 1808. Das Geſetz, welches den chriſtlichen Unterricht der Neger verbot, wurde, das ſei zur Ehre Englands geſagt, wieder aufgehoben. Dem Miſſionar Coke ging die miniſterielle Verordnung zu: „Die geſetzliche Ordnung der Inſel Jamaika, den Ausſchluß der Neger vom Gottesdienſt, ſowie die Arbeiten der Methodiſten betreffend, iſt vom Miniſterrat als ungültig verworfen worden."

Vom Jahre 1783 an begannen als dritte Geſellſchaft auch die Baptiſten auf Jamaika Miſſion zu treiben. Ein früherer

Sklave, namens Georg Lile, war um diese Zeit aus Nordamerika herübergekommen, und ihm gelang es, bis 1791 bereits eine Gemeinde von 400 Getauften zu sammeln. Auch er hatte Verfolgung zu leiden und Ketten zu tragen um seines Zeugnisses willen. In seine Arbeit traten später die englischen Baptisten ein, unter denen gewaltig hervorragte William Knibb, der schon von Kind auf den Drang in sich gefühlt, Missionar zu werden und dem Reiche Gottes unter den Heiden zu dienen. Wie ernst er es mit diesem hohen Berufe nahm, geht aus einem Gebete hervor, das er schriftlich hinterlassen hat: „Erforsche mich, o mein Gott, befähige mich, jeden Beweggrund, der in meiner Brust aufsteigt, zu untersuchen. O möchte ich keiner werden, der nur das Land hindert. Welche Schmach für einen Missionar! O der furchtbare Fluch, der über ihm hängt: wehe dem lässigen Hirten." Als ihm mitgeteilt wurde, daß sein älterer Bruder auf Jamaika in seinem Berufe als Missionar gestorben sei, rief er entschlossen aus: „So will ich gehen und seinen Platz einnehmen, wenn die Gesellschaft mich senden will." Von seiner kranken Mutter nahm er nun Abschied. Von welcher Art diese Mutter war und welchen Einfluß sie auf ihren Sohn hat ausüben können, geht aus ihrem Abschiedswort hervor. Obwohl sie krank darniederlag, erhob sie sich und öffnete das Fenster, um ihrem weggehenden Sohne noch zuzurufen: „Bedenke, ich wollte lieber hören, du seiest im Meere umgekommen, als du habest die Sache entehrt, der du dienen willst."

Im Jahre 1827 landete Knibb auf Jamaika. Seine Schilderung der dortigen Verhältnisse läßt uns einen tiefen Blick in die Schwierigkeit des Missionsfeldes thun: „Ich habe nun das Land der Sünde, der Krankheit und des Todes erreicht, wo Satan mit furchtbarer Macht herrscht und Scharen nach seinem Gefallen als Gefangene hinwegschleppt. Über wahres Leben aus Gott wird gespottet, die Gläubigen werden verhöhnt

und beleidigt, der Sabbath wird geschändet, und viele der Einwohner möchten den Schöpfer aus der Welt werfen, die er gemacht hat. Es findet zwar im Augenblick kein offener Widerstand gegen die Religion statt, aber viele würden jauchzen, wenn alle Diener Gottes aus dem Lande verbannt würden. Die armen, unterdrückten, verfinsterten und verachteten Söhne Afrikas bilden einen schönen Gegensatz gegen die üppige weiße Bevölkerung. Sie hören mit Freuden das Wort, und ihnen wird das Evangelium gepredigt. Ich bin erstaunt über ihre Begierde nach dem Worte des Lebens. Wie der Prediger ergriffen ist, so zerschmelzen sie in Thränen, und Schluchzen geht durch die Versammlung. So stumpf sie sonst sind, sie verstehen doch das Evangelium von Jesu in seiner herrlichen Einfalt. Aber noch sehen sie erst Menschen wandeln, als wären es Bäume. Sie brechen durch die dicke Nacht, die sie umlagerte, und es wird lange dauern, bis man sie mehr als Kindlein in Christo nennen kann."

Seine Hauptthätigkeit wendete Knibb der Schule zu. Ein reges Leben begann. Viele drängten sich herbei, um zu lernen, und herzerfreuend ist sein Bericht an seine Mutter, darin es heißt: „Der große Herr der Ernte sammelt sich Seelen ein und gießt seinen heiligen Geist aus. Oft sinke ich in der glühenden Sonne ermattet nieder und seufze um Hilfe mit den Worten: ‚Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind wenige.' O, wie viele sind gestorben, seitdem ich landete. Bald wird es an mich kommen, aber hier ist Sterben Gewinn. Als ein armer, die Hölle verdienender Sünder stehe ich da, bereit zu leben oder zu sterben! Ja, Herr, nimm mich und thue mit mir, wie es dir wohlgefällt." Mächtig war der Zudrang der Neger zur Mission. Station auf Station mußte gegründet werden. Im gleichen Maße wuchs die Feindschaft der Weißen, und mit allen möglichen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten

ſuchten die Pflanzer ihre Neger zurückzuhalten, aber vergeblich. Knibb konnte von dieſen nach der Gerechtigkeit hungernden und dürſtenden Seelen ſagen: „Unter allen Verleumdungen geht die Sache Jeſu triumphierend vorwärts. Der Glaube, den die Neger angenommen haben, ſtärkt ſie, den häufigen Spott zu tragen, tröſtet ſie, wenn ſie unter der Folter ſeufzen, erquickt ſie in der Stunde des Todes.“ Wie aber ihrerzeit die madagaſſiſchen Chriſten den Mund nicht aufgethan haben gegen ihre Quäler und Dränger, ſo haben auch die chriſtlichen Neger Jamaikas ſtill geduldet, und das oft ſchon erwähnte Zeugnis des Miſſionars Knibb muß auch hier wiederholt werden: „Ich habe ſie beobachtet, wenn ſie unter der mörderiſchen Geißel zu ſeufzen hatten; ich habe ſie geſehen, wenn ihr Rücken mit Blutſtrömen überzogen war; ich habe ſie auf den Straßen geſehen, mit Ketten beladen; und nie habe ich auch nur ein Murren, nie einen Vorwurf gegen ihre Verfolger aus ihrem Munde gehört.“

Eine Zeit weiterer Gefahr und Prüfung ſtand dem jungen Chriſtentum auf Jamaika bevor. In England kam endlich die Sklavenfrage im Parlament zur Verhandlung. Dieſe Schande ſollte nicht länger auf dem engliſchen Namen ruhen. Die Kunde davon drang nun auch nach Jamaika und, ein Wunder iſt es wahrlich nicht, ein förmliches Freiheitsfieber ergriff die Geknechteten, die ſelbſtverſtändlich je eher je lieber ihre Ketten hätten fallen ſehen. Auf der andern Seite wuchſen gerade jetzt Haß und Wut der Pflanzer und Negerherren ins Grauenhafte. Folgende Äußerung eines ſolchen Beſitzers charakteriſiert ihre Stimmung: „Die Freiheit wird kommen, ſie werden ſie aus England ſchicken, aber vorher werde ich euch alle niederſchießen, ihr ſchwarzen Schurken.“

Als die Parlamentsverhandlungen begannen, ging durch die Reihen der geknechteten Sklaven das Gerücht, die Freigebung

ſei ſchon beſchloſſen, das Geſetz werde nur noch verheimlicht. Da verſchworen ſich die Schwarzen, künftig nur um Lohn zu arbeiten. Es kam zu einem blutigen Aufruhr, bei dem ſich aber die Getauften nicht beteiligten. Letzteres ließ den guten Einfluß, den die Miſſion gewonnen, deutlich genug erkennen. Die Aufſtändiſchen zogen im Lande umher und brannten die Plantagen ihrer Peiniger nieder. Doch die Schwarzen waren der europäiſchen Miliz nicht gewachſen. Dieſe hatte einen leichten Sieg, und nun entfaltete ſich noch einmal die ganze Wut der Weißen gegen die armen, bedauernswerten Neger, mochten ſie ſich am Aufſtand beteiligt haben oder nicht. Ganze Wagenladungen gefangener Neger wurden auf die verwüſteten Plantagen geführt und dort gehenkt. Viele wurden erſchoſſen oder ſonſtwie zu Tode gequält. Erbarmungsloſer als je wurde die Peitſche geſchwungen, um die verſäumte Zeit wieder einzubringen. Daß von den weißen, chriſtlichen Soldaten auch 18 Miſſionskirchen mit niedergebrannt worden waren, kennzeichnet ſo recht den Geiſt, in welchem die meiſten Weißen Jamaikas zu handeln gewohnt waren.

Miſſionar Knibb konnte dieſe traurigen Zuſtände nicht länger mit anſehen. Es mußte unbedingt eine Wandlung der Dinge herbeigeführt werden. So reiſte er nach England, um daſelbſt die Sklavenbefreiung energiſch zu betreiben und das ganze Land hierzu zu begeiſtern. Wie gewaltig er redete, davon zeugt eine vor einer nach Tauſenden zählenden Verſammlung gehaltene Anſprache: „Sagt man mir, die Befreiung der Sklaven iſt nicht die Aufgabe der Miſſion, ſo muß ich antworten: Die Unterdrücker unſrer Brüder haben uns genötigt, an ſie zu denken. Wir ſuchten es wahrlich nicht. Wir wichen aus, wir gingen ruhig unſerm Geſchäfte nach, den Sklaven das Heil zu predigen; wir hätten auch ferner unſre Herzen gegen das Ächzen der leidenden Menſchheit geſtählt, und hätten unſre Brüder und Schweſtern gekettet, eingekerkert, zerfleiſcht geſehen dafür, daß

ſie unſre Predigt anhörten; wir hätten uns mit dem Segen in unſrer Arbeit getröſtet und an dem Garten Gottes erquickt, der aufwuchs, an den Siegen des Kreuzes über die Seelen, und an der herzſtärkenden Gewißheit, daß der Jeſus, den wir predigen, die Sklaven noch ewig frei machen werde. Ich ſage, wir hätten das Schweigen noch nicht gebrochen, das uns über bürgerliche Dinge auferlegt war, wir hätten den empörenden Anblick der Greuel noch länger getragen, hätten ſie uns nicht des Rechtes beraubt, dem Unterdrückten zu ſagen, daß er, wenn er glaube, ewiger Seligkeit im Himmel entgegengehe. Aber das haben ſie gethan, und wir können nicht mehr ſchweigen. Acht Jahre wandelte ich auf dem ſonnenverbrannten und mit dem Sklavenfluch beladenen Boden der Inſel, chriſtliche Kirchen ſah ich faſt überall entſtehen. Berg und Thal, Straße und Dorf hallten wieder von Lobgeſängen und Gebeten des Afrikaners, der gelernt hatte, daß Jeſus zu ſeiner Erlöſung ſtarb. Der Erfolg unſrer Arbeit war erſtaunlich. Aber — es iſt alles verloren, die Stimme des Dankens wird nicht mehr in den Straßen gehört. Eine vereinte ſataniſche Anſtrengung wurde gemacht, alle Religion zu entwurzeln, die Heiligtümer Gottes wurden zerſtört, das raſende Geſchrei: ‚Nieder, nieder bis auf den Grund!‘ hat durch die Inſel getobt. Jetzt merkte ich, daß der Afrikaner nie mehr den Segen des Evangeliums genießen wird, das Chriſtus befohlen hat allen Völkern zu predigen, wenn nicht die Sklaverei geſtürzt wird. Darum ſtehe ich jetzt vor euch mit der unbedingten, unerläßlichen Forderung gänzlicher und augenblicklicher Befreiung.“

Die Bemühungen der Miſſionare, die Ketten der armen Schwarzen zu brechen, hatten ſchließlich Erfolg. Der Tag der Freiheit iſt auch für Jamaika nach dreihundertjähriger Zeit der Schmach und elender Knechtſchaft angebrochen. Freilich, die wahre Freiheit kommt nur durch Chriſtum, den Sohn Gottes.

„So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“ (Joh. 8, 36.) Seine Lehre, sein Thun, seine Person zerbricht nicht nur die Ketten der Finsternis der Knechtschaft unter die Sünde, er bringt auch leibliche Erlösung den Völkern, die noch unter dem Banne der Sklaverei seufzen! Wer ein Herz hat für seine Brüder, der helfe mit ihre Ketten zerbrechen, wo es auch sein mag. Die Mission geht überall darauf aus, der Sklaverei ein Ende zu machen. Schließt euch an und sorgt mit dafür, daß der Fluch, der einst auf Kanaan gelegt worden, hinweggenommen und zum Segen werde, damit die Geknechteten frei und als Kinder Gottes wirklich unsre Brüder werden! (1. Mos. 9, 25. 26.)

Der du zum Heil erschienen
Der allerärmsten Welt,
Und von den Cherubinen
Zu Sündern dich gesellt,
Den sie mit frechem Stolze
Verhöhnt für seine Huld,
Als du am Marterholze
Versöhntest ihre Schuld.

Du hast dem ärmsten Sklaven
Wo heiß die Sonne glüht,
Wie deinen andern Schafen
Zuliebe dich gemüht.
Und selbst den öden Norden
Den ew'ges Eis bedrückt,
Zu deines Himmels Pforten
Erbarmend hingerückt.

Wir rufen, du willst hören;
Wir fassen, was du sprichst;
Dein Wort muß sich bewähren,
Womit du Fesseln brichst.
Wie viele sind zerbrochen!
Wie viele sind's noch nicht!
O du, der's uns versprochen,
Werd' aller Heiden Licht!
Amen.

Jamaika.

2. Wie es jetzt ist.

„Gieb frei, welche du drängest!“ Das ist die Losung, mit der das Christentum unter die Völker der Erde getreten ist, unter denen fast ausnahmslos die Sklaverei in dieser oder jener Form zu finden war. Seitdem der Apostel Paulus seinen schönen Brief an Philemon geschrieben hat, in welchem die Stellung des Christen zur Sklaverei so treffend bezeichnet wird, hat das Christentum auch in der That die Anschauungen der Völker allmählich so umgestaltet, daß in keinem christlichen Lande das Sklavenwesen auf die Dauer beibehalten wurde. Ja noch mehr; die Christenheit hat es mit der Zeit als ihre Pflicht erkannt, auch den nichtchristlichen Völkern gegenüber ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen. Die Antisklavereibewegung der Neuzeit, die dem geknechteten Afrika zugute gekommen ist, darf man als einen Beweis dafür ansehen, daß auch die Politik der europäischen Staaten mancherlei christliche Gedanken zur Geltung bringt, so wenig man auch — Gott sei es geklagt — sonst von einer christlichen Politik bei ihnen reden darf. Zur endgiltigen Beseitigung der Sklaverei von der Erde ist freilich noch ein weiter Weg. Die ganze Welt des Islam ist bis heute ein furchtbares Bollwerk dieses Übels geblieben. Das erleuchtete 19. Jahrhundert, in dem von Freiheit und Menschenrechten so viel geredet und geprahlt worden ist, wird zu Ende gehen, ohne die letzten Sklavenketten gebrochen zu haben. Aber man muß doch anerkennen, daß es in dieser Hinsicht ein Zeitalter großer Fortschritte gewesen ist, und die Mission hat einen nicht geringen Anteil daran. Wie oft hat sie die Anregung zur Sklavenbefreiung gegeben, wie oft die Durchführung der tief ins Volksleben einschneidenden Maßregel erleichtert! Missionsarbeit ist

Arbeit zur Befreiung der Gebundenen und Geknechteten, geistlich und leiblich verstanden.

Für Jamaika hatten in erster Linie die Missionare Coke und Knibb durch ihr Auftreten in England den Stein ins Rollen gebracht. Sie hatten die öffentliche Meinung für die Sache gewonnen, und darauf kommt in England alles an. Die Gemüter beruhigten sich nicht eher, als bis der Parlamentsbeschluß vom 20. August 1833 verkündigt wurde: die Sklaverei müsse, wie in den andern englischen Kolonien, so auch auf Jamaika aufhören. Mit dem 1. August 1834 sollte sie enden. Alle von diesem Zeitpunkte an gebornen Kinder sollten frei sein. Die Hausſklaven sollten noch vier, die Feldſklaven noch sechs Jahre als sogenannte Lehrlinge arbeiten, jedoch bei freier Religionsübung. Auch dürfe kein Sklave mehr gepeitscht werden. Es wurde dafür gesorgt, daß den Pflanzern durch diesen Akt der Humanität kein Schaden geschah. Sie wurden für ihre schwarze Ware sehr gut entschädigt. England wendete zur Bezahlung der Pflanzer die Summe von 400 Millionen Mark auf!

Während aber die Christen Englands in solcher Weise für die armen Schwarzen eintraten, die Sklavenhalter dagegen wüteten und tobten, entfaltete sich unter dem Morgenrot einer besseren Zukunft ein reges christliches Leben unter den schwarzen Christen Jamaikas. Sie hatten freilich noch Jahre lang unter schwerem Joch zu seufzen. Thatsache ist, daß trotz allem Parlamentsbeschluß die Peitsche immer noch ihre blutige Arbeit verrichtete, daß die schrecklichen Tretmühlen erst recht besetzt wurden, und schwere Ketten besonders die Negerfrauen drückten. Knibb, von England nach Jamaika zurückgekehrt, war unermüdlich in der Sorge für die Schwarzen. Jede Unthat, die er vernahm, deckte er schonungslos auf, und da Thatsachen von Mißhandlungen der armen Neger auf Thatsachen sich häuften, beschloß das Parlament, die Zeit bis zur völligen Freiheit noch um zwei Jahre abzukürzen!

So wurden die Ketten endlich gebrochen! Wer kann ſchildern, was das Herz der ſchwarzen Brüder auf Jamaika bewegte, als endlich der Tag der Freiheit anbrach. Wir können's nicht ausdenken, weil wir die ſüße Freiheit von Anfang an gehabt, weil wir uns keinen klaren Begriff machen können von den drückenden Banden ſolcher Knechtſchaft, wie ſie die Schwarzen auf Jamaika erduldet. Rechtlos, mit Leib und Seele ihren Peinigern preisgegeben, zertreten und geſchunden, gequält und gemartert, ein Nichts in den Augen der weißen Herren: und nun frei ſein! Ebenbürtig ihren bisherigen Tyrannen! Muß das ein Aufatmen geweſen ſein, wie nach wüſtem, ſchwerem Alpdrücken!

Die letzte Nacht der Sklaverei auf Jamaika war gekommen. Da war wohl kein Auge geſchloſſen. Die Kirchen und Kapellen waren gefüllt mit chriſtlichen Negern. Jetzt ſchlug die Glocke zwölf Uhr, da erhob ſich Freudengeſchrei und Jubel, aber auch lautes Weinen. In mancher Kirche konnte die Stimme des Predigers vor dem Schluchzen der Gemeinde nicht gehört werden! Überall fing es bei Tagesanbruch an ſich zu regen. „Freiheit iſt kommen! Unſre Weiber und Kinder ſind frei.“ So klang es allerwärts. Ja wahrlich, die Engel des Himmels werden ſich mit gefreut haben, als den geknechteten Afrikanern und ihren Nachkommen der goldene Morgen kam. Natürlich wurden auch fröhliche Umzüge veranſtaltet. Ein wirklicher Freudentaumel hatte die Neger ergriffen. „Da iſt von dannen herausgegangen Lob und Freudengeſang,“ wie es Jerem. 30, 19 heißt. Bei den zum Chriſtentum bekehrten Negern iſt es eine Freude im Herrn geweſen.

Die Feinde der Sklavenbefreiung hatten verkündigt, es werde ſofort ein allgemeiner Aufruhr losbrechen und der Kampf gegen die Weißen beginnen: das war aber durchaus nicht der Fall. „Ich freue mich im Herrn und meine Seele iſt fröhlich in meinem Gott“ (Jeſ. 61, 10), das war im großen und ganzen

die Signatur der Freude bei den Negern über den Anbruch der längſt erſehnten Freiheit. Am frühen Morgen des 1. Auguſt brachten Schwarze einen Sarg getragen, in welchem Ketten, Handſchellen, Halseiſen, kurz allerhand Marterwerkzeuge lagen, und verſenkten ihn in ein tiefes Grab, wobei ſie ſangen:

„Nun Sklaverei, wirſt du begraben;
Und ſollſt für immer Ruhe haben;
Nimm jede Geißel, jede Kette
Hinunter in dein finſtres Bette!“

Der Sarg aber trug folgende Aufſchrift: „Die Negerſklaverei in den Kolonien, geſtorben am 31. Juli 1838 in einem Alter von 276 Jahren.“ Wie groß die Wut und der Ärger der Feinde der Sklavenbefreiung waren, geht daraus hervor, daß ſie in dieſer für die befreiten Sklaven doch überaus aufregenden Zeit verſuchten, die Neger durch Täuſchung und Betrug zum Aufruhr zu bringen. Reiter mußten durchs Land jagen und beſonders den in den Kirchen verſammelten Negern zurufen: Knibb iſt erſchoſſen. Doch kam es glücklicherweiſe zu keiner Ausſchreitung.

Die Miſſion aber hatte nun eine wahre Rieſenaufgabe zu erfüllen, beſonders auch durch die Fürſorge für die leiblichen Intereſſen der Schwarzen. Es entſtanden eine Menge von Negerdörfern; denn die Befreiten wollten nicht mehr an den Plätzen ihrer Knechtſchaft, da ſie alles an die furchtbare Zeit der Sklaverei erinnerte, wohnen. Dieſe Dörfer mußten gehörig eingerichtet und vor allem auch mit Lehrern verſorgt werden.

Die Pflanzer wollten ganz geringen Lohn zahlen, die freien Arbeiter beanſpruchten natürlich einen höheren. Da gab es viel zu vermitteln. Knibb hatte alle Hände voll zu thun und arbeitete ſich förmlich ab. Trotzdem blieb er von allerlei Verdächtigung nicht verſchont. Um von den Forderungen der Neger unabhängig zu werden, ließen jetzt die Pflanzer Arbeiter aus Europa, Afrika, Indien, China kommen, die ſogenannten Kulis. Aber

dieſe konnten das Klima nicht vertragen und ſtarben maſſenhaft dahin. Die Sorge um gedeihliche Entwickelung namentlich des Schulweſens unter den freien Schwarzen mehrte ſich. Trotz aller Anſtrengung und Opferwilligkeit der Schwarzen wollte es damit nicht recht vorwärts gehen. Es fehlte durchaus an Lehrkräften. Da beſchloß Knibb, zum zweiten Male nach England zu gehen und dem engliſchen Volke die Notwendigkeit ans Herz zu legen, eine Lehranſtalt auf Jamaika zu gründen, in welcher aber nicht nur für die Schwarzen Jamaikas, ſondern auch für Afrika ſchwarze Lehrer ausgebildet werden ſollten. Seine beredten Schilderungen ſchlugen durch. So ſagt er einmal: „Ich habe in meinem Hauſe einen Jüngling vom Tſchad-See (in der Mitte Afrikas gelegen); er wurde am Niger gefangen und fortgeſchleppt. Von meinem Kinde lernte er das Alphabet. Er iſt Mohammedaner; aber warum anders haben die Neger dieſe Religion angenommen, als weil die Chriſten verſäumten, ihnen eine beſſere zu bringen? Habe ich einen Wunſch für meine Kinder, ſo iſt's der, daß ſie Miſſionare werden. Lieber möchte ich ſie in Afrika ſterben ſehen, als König von England ſein. Hätte ich tauſend Leben, ich gäbe ſie gern in dieſer Sache hin. Redet mir nichts von Opfern der Miſſionare, ich weiß nichts davon; das einzige Opfer, das ich je in der Miſſion brachte, war der Tod meiner Kinder. Ich hatte einen Sohn, den nahm ich mit auf ein Sklavenſchiff und ließ ihn ewige Feindſchaft der Sklaverei geloben, als wir vor einem im Todeskampfe liegenden Afrikaner ſtanden. Die Woche, ehe mein Kind ſtarb, verſprach es mir, einſt nach Afrika zu gehen. Da war der Kelch meiner Freude voll; aber der Herr nahm es von mir in den Himmel."

Der Wunſch, den chriſtlichen Glauben von Jamaika in die afrikaniſche Heimat der Schwarzen hinüberzutragen, hat ſich bald darauf erfüllt. Wunderbarer Weiſe iſt die Bewegung gerade unſern deutſchen Kolonien zugute gekommen. Ums Jahr 1840

kehrte eine Abteilung befreiter Sklaven nach Westafrika zurück und die baptistische Mission trug Sorge, daß auch einige christliche Lehrer mitgingen. Die schöne Insel Fernando Po vor der Mündung des Kamerunflusses wurde ihre erste Station. Von hier aus trug wenige Jahre später der bekannte englische Missionar Alfred Saker das Panier des Kreuzes hinüber in das jetzt deutsche Gebiet. Seine Gehilfen aber waren schwarze Lehrer, die aus Jamaika herübergekommen waren. Die Erinnerung an diesen Vorgang ist auf der Insel bis heute lebendig, und als die Brüdergemeine sich vor 10 Jahren zum Beginn einer neuen Mission in Deutsch-Ostafrika entschloß, ließen es sich die mit ihr verbundenen Negergemeinden auf Jamaika ebenfalls nicht nehmen, eine Hilfsgesellschaft für diese neue Niederlassung zu gründen, und zu den Kosten beizusteuern.

Unterdessen entwickelten sich die Negerdörfer immer mehr, und auch der Wohlstand der Schwarzen nahm zu. Mit großer Freude wurde 1842 das 50jährige Jubiläum der Baptisten-Mission auf Jamaika gefeiert. Auch der 1. August, der Freiheitstag, wurde jährlich festlich begangen, und überall wurde dann fürbittend der schwarzen Brüder Afrikas gedacht. Doch fehlte es auch nicht an Ärgernissen. Wo sie nur konnten, suchten die Pflanzer die Mission zu verdächtigen und zugleich durch allerhand listige Kunstgriffe die christlichen Neger zu schädigen. Um solchen Versuchen wirksam entgegentreten zu können, reiste Knibb noch zweimal in die englische Heimat. Endlich schlug auch ihm die Stunde der Feierabendruhe. Nach 20jähriger unermüdlicher Thätigkeit für seine schwarzen Brüder entschlief dieser treue Zeuge Christi am 15. November 1845. Sein Leichentext war das herrliche Trostwort: „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“ (Offb. Joh. 21, 4.) Aus dem kleinen Werke, in welches

er 1825 eingetreten, war ein großes geworden; denn um 1845 zählte die Baptiſtengemeinde bereits 51 Stationen mit 31 Miſſionaren, 40 Lehrern und 34000 Gemeindemitgliedern, welche das zur Beſtreitung der kirchlichen Bedürfniſſe Nötige nun bereits aus eignen Mitteln aufbringen konnten.

Was die engliſche Kirche früher durch ihre Trägheit und Lauheit auf Jamaika verſäumt hatte, ſuchte ſie nun, angeregt durch die großen Erfolge der Baptiſten und Methodiſten, wieder gut zu machen; das thaten aber weniger die Pfarrer der Staatskirche, als vielmehr die Sendboten der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft. Vom Jahre 1823 an begann deren Arbeit, und bald hatte auch ſie 22 Stationen zu verwalten. Leider haben ſie ſpäter den Fehler begangen, die jungen Gemeinden zu früh ſich ſelbſt zu überlaſſen, wie es denn auch ſehr richtig in einem Miſſionsberichte heißt: „Die Miſſion wurde zu bald zur Kirche, der Miſſionar zu bald zum Pfarrer.“ Das war auch mit ſchuld, daß die Schwarzen ſich nicht ſehr zur engliſchen Kirche hingezogen fühlten. Sie wollten am liebſten die Prediger ihrer Raſſe hören, oder wenigſtens ſolche, die ihren Bedürfniſſen wirklich Rechnung tragen.

Im Jahre 1834 fing ferner die Londoner Miſſionsgeſellſchaft an, auf Jamaika zu miſſionieren; auch die ſchottiſche Kirche blieb nicht zurück und ſo wurde denn von verſchiedenen Seiten her an der ſittlichen und materiellen Hebung der ſchwarzen Bevölkerung Jamaikas gearbeitet. Beſondern Segen brachte es, als 1835 verſchiedene evangeliſche Miſſionen eine gewiſſe Einmütigkeit zu zeigen anfingen, um damit die Beſorgniſſe der Schwarzen, die nicht begreifen konnten, daß es ſo viele verſchiedene Kirchen geben ſollte, hinwegzuräumen.

So erfreulich der Eintritt der verſchiedenen Geſellſchaften in die Miſſionsarbeit auch war, einen unliebſamen Nachteil brachte er doch mit ſich, die Konkurrenz der einzelnen Kon-

ſeſſionen. Ein Miſſionar ſchreibt aus dieſer Zeit: „Die Neger haben leider mehr Religion als Sittlichkeit. Sie gehen gern in die Kirche und ſchämen ſich, wenn ſie nicht Glieder von dieſer oder jener chriſtlichen Gemeinſchaft ſind. Aber ſehr leicht machen ſie ſich dieſer Gemeinſchaft verluſtig, beſonders durch die weitverbreitete Sünde der Unzucht. Fällt einer in ſolche Sünden und wird die Kirchenzucht über ihn verhängt, ſo hindert das die andern Kirchenglieder nicht in ihrem freundlichen Umgang mit dem Gefallenen, denn Hurereiſünden werden hierzulande nicht hoch angeſchlagen. Man nimmt ihn am Ende ohne tiefgehende Buße wieder auf, ſonſt ginge er zu einer andern Kirche über. An Einladungen zu ſolchem Übertritt fehlt es nicht. Der eingebornen Lehrer ſind an der Zahl mehr, als wirklich nötig wären. Sie lieben es, Zuhörer anzuziehen und ihre Gemeinden zu vermehren, ohne viel Gewicht auf die Reinheit der Beweggründe zu legen.“

Im Jahre 1860 fand eine weitgehende Erweckung auf Jamaika ſtatt. Es war wie ein Pfingſtgeiſt über die Chriſtengemeinden gekommen. In Menge drängten ſich die Neger zur Beichte; ſehr zahlreich waren die Beiſpiele der erfaſſenden und erweckenden Gnade. Die Kirchen waren überfüllt, das Wort Gottes überaus begehrt. Die Folgen ſolcher Geiſteserweckung blieben nicht aus. Sie zeigten ſich in der Hebung der allgemeinen Sittlichkeit, in der Verminderung der Verbrechen. Freilich hielt die Bewegung nicht an, vielleicht war ſie auch nicht ganz von ungeſunder Treiberei frei. Es trat nach dieſer kräftigen Erregung eine gewiſſe Erſchlaffung ein. Dazu kam noch ein ungewöhnlicher Notſtand: eine außerordentliche Dürre verdarb die Ernte. Alles wurde teurer, der Verdienſt geringer, die Eingangszölle aber immer höher. Die Neger, welche ja überhaupt leicht erregbar ſind, fingen an unruhig zu werden und ein neuer Aufſtand drohte die friedliche Saat der Miſſion zu

verderben. Von 400000 Schwarzen waren damals nur etwa 128000 in christlicher Zucht. Nun wurden Versammlungen gehalten und über die wirklich durch die Ungunst der Verhältnisse klägliche Lage der Neger beraten. Als sich gar noch die Nachricht verbreitete, daß England für die Neger gegen ihre Arbeitgeber oder -verweigerer Partei nähme, kam es zu einem Aufstand in Morantbai, wobei leider 26 Weiße, welche auf die Neger geschossen hatten, getötet wurden. Allgemeiner Schrecken entstand, aber binnen 24 Stunden war der ganze Tumult unterdrückt, und nun häufte man wieder Schmach und Schande auf den Namen der Weißen durch die rücksichtslose, grausame Behandlung der Schwarzen, durch das geradezu mordgierige Gerichtsverfahren gegen Schuldige und Unschuldige. Schrecklich wurde unter den schwarzen Leuten gehaust, Massenhinrichtungen wurden ins Werk gesetzt. In einem militärischen Berichte heißt es wörtlich: „Nelson (das war der Oberbefehlshaber der englischen Truppen, die nicht ein einziges Gefecht mit den Negern zu bestehen, sondern nur Flüchtlinge einzufangen hatten), läßt durchs Kriegsgericht wie ein Spaß aufhängen.“ Die Drahtpeitsche spielte wieder ihre grausame Rolle. Die Sklavenhalter hätten's auch nicht ärger treiben können, als es jetzt von Rechtswegen geschah. Ein Neger war zu 50 Hieben mit dem Marterinstrumente verurteilt. Beim 48. schrie er laut auf und richtete seinen Blick vorwurfsvoll auf seinen Peiniger. Da hieß ihn dieser auf der Stelle aufhängen. Halb tot, wie der arme Schwarze war, wurde er an einem Strick auf dem Boden hingeschleift bis zum Galgen. Der Mann des Gesetzes ließ aber die Gefangenen hinzutreten und schrie ihnen zu: „Seht's an, ihr Bestien, ihr Diebe! Euch allen wird's gehen, wie ihm.“ An einem andern Orte wurden auf einmal in einer Stunde 47 gehängt. Daß auf die Fliehenden geschossen wurde, gehörte zur Regel. Das konnte geschehen vor 35 Jahren, und unser

Jahrhundert bildet sich ein, das erleuchtetste zu sein, das Jahrhundert der Humanität.

Angesichts solcher traurigen Thatsachen mußten wohl alle besser Denkenden dem Zeugnisse zustimmen, welches zu jener Zeit in England veröffentlicht wurde: „In vielen Generationen hat sich nichts ereignet, das unsre Ehre so tief berührt, wie dieses Spiel mit dem Standrecht; während zu gleicher Zeit die Zukunft eines Völkchens, für dessen Erziehung wir die Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen übernommen haben, dadurch auf's schwerste gefährdet ist. Denn wie viele Jahre der gerechtesten und edelsten Verwaltung werden erforderlich sein, bis der Haß und das Mißtrauen, welches dieses Blutbad gesät hat, in den Herzen der Schwarzen ausgerottet sind." Hoffen wir zu Gott, daß solches gründlich geschehen ist, und daß das Unrecht, welches der schwarzen Bevölkerung zugefügt worden, in etwas wenigstens wieder gut gemacht worden ist. So viel ist aber gewiß, daß die Schwarzen vergessen haben, was ihnen zuleide gethan worden ist. Das haben selbst Gegner derselben zugeben und auch weitere Zugeständnisse dahin machen müssen, daß die Schwarzen ebenso bildungsfähig und besserungsfähig sind, als andre Menschenkinder, daß auch die Fehler der Schwarzen nicht wesentlich andre sind, als sie sich bei unsern Völkern finden.

Jamaika kann zur Zeit als ein ziemlich christianisiertes Land bezeichnet werden. Seine 640000 Einwohner, Schwarze, Farbige, Weiße, tragen zumeist den Christennamen. Die zahlreichsten Anhänger hat die Anglikanische Kirche, die auf Jamaika jetzt als Staatskirche gilt. Ihre Seelenzahl beläuft sich auf über 116000. Dann folgen die Baptisten mit 115000 Seelen, die Methodisten mit ungefähr 70000 und so fort. Die Brüdergemeine, die zuerst auf dem Plan war, rechnet zwar nicht mit sonderlich großen Zahlen, sie hat zur Zeit 17300

Bekehrte, man wird aber nicht fehlgehen, wenn man bei ihnen die verhältnismäßig am weiteſten geförderten Chriſten ſucht. Der Anhang der Katholiken, die ſich ihrer Gewohnheit nach auch in dieſes evangeliſche Miſſionsgebiet eingedrängt haben, iſt unbedeutend. Die letzte Zählung wies 12500 Seelen bei ihnen auf. Alle evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaften — es ſind jetzt ihrer 10 hier thätig — ſuchen einen tüchtigen Beſtand an eingebornen Geiſtlichen heranzubilden. Das iſt um ſo wichtiger, als die Gemeinden allmählich aufhören, Miſſionsgemeinden im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu ſein, es greift immer mehr die geordnete Kirchenverwaltung Platz. An die volle Selbſtändigkeit der Negerkirche darf man freilich noch nicht denken. Die engliſche Kirchliche Miſſionsgeſellſchaft hat üble Erfahrungen machen müſſen, als ſie es verſuchte. Der Charakter der Bevölkerung hat in der Zeit der Sklaverei zu ſehr gelitten. Ein alter Miſſionar, der 25 Jahre in Weſtindien war, urteilt über ſie: „Das Geſchlecht der Neger iſt in einem ſolchen Grade durch die Sklaverei geiſtig ruiniert, daß es mindeſtens 100 Jahre dauern wird, bis es nur erſt wieder iſt, was es war.“ Was die Moral betrifft, ſo finden ſich auch in den Chriſtengemeinden noch tiefe Schatten. Von einer guten, feſten chriſtlichen Sitte kann noch keine Rede ſein; das zeigt ſich beſonders in Haus und Familie. Auch die ehelichen Verhältniſſe laſſen viel zu wünſchen übrig. Die unehelichen Kinder bilden faſt die Hälfte aller Gebornen. Das ſind traurige Dinge, Überreſte des Heidentums, das nicht mit einem Schlage, ſondern in langſamer Geduldsarbeit überwunden werden will. Hier findet man beſtätigt, was Herr Marc. 4, 26 ff. über das Wachstum des chriſtlichen Glaubens und Lebens ſagt: „Das Reich Gottes hat ſich alſo, als wenn ein Menſch Samen aufs Land wirft und ſchläft, und ſtehet auf Tag und Nacht, und der Same geht auf und wächſet, daß er es nicht weiß; denn die Erde

bringt von ihr ſelbſt zum erſten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren.“ Neben dem Schatten fehlt es aber auch am Lichte nicht. Der Kirchenbeſuch und die Benutzung der Gnadenmittel ſind lobenswert und könnten vielen Gemeinden in der Chriſtenheit als Muſter vorgehalten werden. Zur Gründung neuer Gemeinden, zum Bau von Kirchen und Schulen iſt immer Geld da. Dafür ein Beiſpiel. Im Jahre 1890 wurde auf der Station Nazareth der Brüdergemeine eine neue Kirche geweiht. Die dortige Gemeinde hatte außer der freiwillig geleiſteten Bauarbeit ſchon 7522 Mark aufgebracht, andre weſtindiſche Gemeinden ſchickten 2500 Mark als Beiſteuer. Am Weihetage wurde nun mitgeteilt, daß die Baurechnung immer noch mit einem ſtarken Fehlbetrag belaſtet wäre, es ſollte deswegen noch eine Kollekte geſammelt werden. Darauf gingen unter dem Geſang eines Liedes die farbigen Mitglieder des Baukomitees durch die Reihen und brachten die hohe Summe von 3100 Mark zuſammen. Wahrlich, ein Feſtkollekte, die ſich ſehen laſſen kann.

Wir ſchließen dieſen Miſſionsbericht über Jamaika mit dem Zeugnis eines ſchottiſchen Miſſionars: „Was man gegen die Fähigkeiten des Negers vorbringt, wird gerade in der Miſſion durch Hunderte von Stimmen als nichtig erwieſen. Unſre Schulen z. B. zeigen ihn als Knaben erfolgreich im Wettkampf mit den Weißen, die Preiſe verteilen ſich zwiſchen Weißen und Farbigen von gleichem Alter. Unſre Akademien weiſen Neger auf als Primi ſowohl in Sprachen, als in der Mathematik. Zu Tauſenden finden wir ſie in unſern Gemeinden ſo wahrheitsliebend und gottesfürchtig, ſo treu und fleißig, als in irgendwelcher Kirche der Welt. Unſre geordneten Miſſionsgemeinden ſind jede an ihrem Orte wie Lichter, die Jamaikas ſittliche Nacht brechen, und meilenweit um dieſe Stationen her fühlt man den Einfluß des Evangeliums in chriſtlichen Familien.

bei denen die Dämmerung jedes Morgens und Abends mit Gesang und Gebet bewillkommt wird; wo das bienenartige Gesumme der Dorfschule und die üppigen Saaten der Negerfelder den Fortschritt der Civilisation ankündigen; wo die Sonntagsglocke von den herrlichen Thälern, den reichen Weiden und stolzen Bergen dieser großartigen Insel Tausende versammelt, um Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit."

Wodurch ist's aber dahin gekommen, daß die menschenunwürdige Sklaverei aufgehoben worden ist auf dieser Königin des Meeres, daß ein verkommenes und verrottetes Volk aus der Finsternis herausgerissen und der erstaunten Welt der Beweis gegeben worden ist, daß die Schwarzen ebenso zur Kultur und Gesittung berufen sind, als die andern Völker der Erde, daß sie ebenso der Erlösung wert sind, als jedes andere nach Gottes Bild geschaffene Menschenkind? Das hat doch hauptsächlich die Mission gethan. Sie hat das Kreuz aufgerichtet und ein neues Leben geschaffen.

Das Kreuz Christi ist der rechte Freiheitsbaum; das ist das Symbol des Lichtes und der Wahrheit, seitdem an ihm für die Sünde der ganzen Menschheit der Sohn Gottes gestorben ist, der von sich gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; und allen Mühseligen und Beladenen freundlich zugerufen hat: „Kommt her zu mir alle, ich will euch erquicken." Diese Einladung muß allen Völkern der Erde gebracht werden; und wie freuen sich die Heiden, wenn ihnen an Stelle ihres Aberglaubens der rechte Glaubensgrund gezeigt und Christus ihnen vorgestellt wird als ihr Heiland und Erlöser! Alle sehnen sich nach Erlösung! Mohrenland wird seine Hände ausstrecken, und nicht die schwarzen Völker allein! Wie viele gehen noch in Todesschatten! Ihnen allen soll zugerufen werden: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende, denn ich bin Gott und keiner mehr." (Jes. 45, 22.)

Dazu sollt ihr, lieben Missionsfreunde, mit fleißig Handreichung thun. Dazu sollen euch auch die Missionsstunden anregen. Ihr habt gesehen, was schon gethan worden ist, wieviel aber auch noch zu thun übrig ist und ihr wißt, wie wenig von uns selbst dazu geholfen worden ist. Das lasset uns allen zur Buße gesagt sein. Gebet und betet!

Im Himmel und auf Erden
Ist alle Macht ja dein,
Bis alle Völker werden
Zu deinen Füßen sein.
Bis die von Süd und Norden,
Bis die von Ost und West
Sind deine Gäste worden
Bei deinem Hochzeitsfest.

Laß ziehen deine Flammen
Wie Sonnen um die Welt.
Getrenntes fließ' zusammen,
Das Dunkle werd' erhellt;
Und wo dein Name schallet,
Du König Jesus Christ,
Ein selig Häuflein wallet
Dahin, wo Friede ist.

So sammle deine Herden
Dir aus der Völker Zahl,
Daß viele selig werden
Und ziehn zum Abendmahl.
Schleuß auf die hohen Pforten,
Es strömt dein Volk heran!
Wo's noch nicht Tag geworden,
Da zünd dein Feuer an!

Amen.

Inhalt.

Seite

I. Hinterindien.

1. Land, Leute und Religion 1
2. Adoniram Judson, der Apostel der Barmanen 14
3. Die Karenen 34
4. Ko Tha Byu, der erste Prediger der Karenen 45
5. Die Freudenernte unter den Karenen 56
6. Neue Arbeiter im Weinberge 72

II. Madagaskar.

1. Wie es auf Madagaskar aussieht 86
2. Missionsanfänge unter Radama I. 98
3. Ranavalona I., die Athalia Madagaskars 110
4. Die große Verfolgung 122
5. Gesegneter Ausgang 134
6. Eine neue Prüfung 147

III. Jamaika.

1. Wie es war 166
2. Wie es jetzt ist 180

Verlag von Fr. Richter in Leipzig.

Missionsstunden. Von **R. W. Dietel**, Pfarrer in Mülsen St. Jakob.

Heft I: Neuseeland. Australien. Neuguinea. Die Inselwelt des großen Ozeans. Von den Chinesen außerhalb Chinas. Guyana. China und die Mission. **Dritte Auflage.** Preis 1 Mk. 20 Pf.

Heft II: Hinterindien. Ko Tha Byu, der Karenenapostel. Madagaskar. Jamaika. **Dritte Auflage,** durchgesehen und erweitert von P. E. Paul. Preis 2 Mk.

Heft III: Sumatra. Borneo. Nias. Java. Celebes. Sangi- und Talautinseln. Die Molukken. Amboina. Ceram. Timor. Ceylon. **Zweite Auflage.** Preis 1 Mk. 60 Pf.

Heft IV: Südspitze Afrikas. Die Zulukaffern. Die Bassutos. Die Bapedis. Botschabelo. Natalgebiet. Kapland. **Zweite Auflage.** Preis 2 Mk.

Heft V: Central- und Ostafrika. David Livingstone. Dr. Ludwig Krapf. Ostafrikanisches Sklavenleben. Freretown und Godoma. Viktoria-Nyanzamission. Uganda. **Zweite Auflage.** Preis 1 Mk. 60 Pf.

Heft VI: Abessinien. Theodorus II., der Negus Negest. Erste Missionsarbeit. Die schwarzen Juden. Falaschamission. Samuel Gobat. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Heft 1—6 in einem eleg. Halbkranzband geb. 12 Mk.

Es ist immer mit Dank aufzunehmen, wenn den Geistlichen, besonders den jüngeren Amtsbrüdern, das Halten von Missionsstunden in ihren Gemeinden erleichtert wird durch eine solche Handreichung. Der Verfasser sagt von den vorliegenden Missionsstunden: „sie sind so eingerichtet, daß sie im Notfalle selbst wörtlich verwertet werden können." Diesem Urteil kann man unbedingt beipflichten. Wohl hat Einsender dieses seiner Zeit niemals „Missionsstunden" benutzt, sondern sich das Material aus den größeren Missionswerken mühsam zusammen gesucht; aber das konnte er auch, da ihm eine kleine Gemeinde dazu die nötige Zeit ließ. Nicht alle sind in dieser angenehmen Lage. Da ist nun dieses Buch eine sehr willkommene Handreichung; und wer es fleißig benutzt, wird mit der Zeit auch selbständig arbeiten den Gemeinden aber bringt dies Buch eine erfreuliche Kenntnis der Missionsarbeit der evangelischen Kirche. Zum Gebrauch in Missionsstunden recht zu empfehlen.

(Theolog. Litteratur-Bericht.)

Die Mission in unsern Kolonien

von P. E. **Paul**, Schriftführer der Sächs. Missions-Konferenz.

Erstes Heft: **Togo und Kamerun.** (Neue Folge der Dietel'schen Missionsstunden.) Preis geh. 2 Mk. 50 Pf.

Es ist in der That ein Bedürfnis, daß die deutschen evangelischen Missionare in unsern Kolonien und Schutzgebieten nicht bloß in orientierenden Uebersichten, sondern in ausgeführten Spezialbildern dem größern Publikum bekannt gemacht werden und zu diesem Zwecke namentlich den Pastoren Handreichung geschieht, um sie ausgiebig mit zuverlässigem Material zu versorgen. Und wie die Stoffwahl glücklich, so ist auch die Stoffbeherrschung und Stoffbehandlung aller Anerkennung wert. Mit viel Fleiß hat der Verfasser die betreffenden Quellen durchforscht und mit viel Geschick sie verarbeitet. Er schildert anschaulich und konkret, ohne sich ins Kleinliche zu verlieren . . . . . Die Arbeit ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für Missionsstunden; nur sollte sie nicht ausschließlich zu diesem Zweck verwendet, sondern auch als Missionslektüre in den weitesten Kreisen verbreitet werden.

(Allgemeine Missionszeitschrift.)

Verlag von Fr. Richter in Leipzig.

Missionsstunden.

Von **R. W. Dietel**, Pfarrer in Mülsen St. Jakob.

Heft I. Neuseeland. Australien. Neuguinea. Die Inselwelt des großen Oceans. Von den Chinesen außerhalb Chinas. Guyana. China und die Mission. **Dritte Auflage.** Preis 1 Mk. 20 Pf.

Heft II. [illegible]. Ko Thah Byu, der Karenenapostel. Madagaskar. Jamaika. **Dritte Auflage**, durchgesehen und erweitert von P. C. Paul. Preis 2 Mk.

Heft III. Sumatra. Borneo. Nias. Java. Celebes. Sangi- und Talautinseln. Die Molukken. Amboina. Ceram. Timor. Ceylon. **Zweite Auflage.** Preis 1 Mk. 60 Pf.

Heft IV. Südspitze Afrikas. Die Zulukaffern. Die Basutos. Die Bapedis. [illegible]. Natalgebiet. Kapland. **Zweite Auflage.** Preis 2 Mk.

Heft V. Central- und Ostafrika. David Livingstone. Dr. Ludwig Krapf. Ostafrikanisches Sklavenleben. Freretown und [illegible]. Viktoria-Nyanza-[illegible]. **Zweite Auflage.** Preis 1 Mk. 60 Pf.

Heft VI. [illegible]. Theodorus II., der Negus Negesti. Erste Missionsarbeit. Die [illegible] Juden. [illegible]. Samuel Gobat. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Heft 1—6 in einem eleg. Halbfranzband geb. 12 Mk.

Es [illegible] besonders den jungen [illegible] Amtsbrüdern, [illegible] Gemeinden erleichtert [illegible] durch eine solche [illegible] Missionsstunden [illegible] eingerichtet [illegible] verwertet werden können. [illegible] Missionsstunden [illegible] Missionswerken [illegible] Gemeinde [illegible] ließ. [illegible] Das ist nun [illegible] kommene [illegible] den Gem[illegible] [illegible]

(Theolog. Litteratur-Bericht.)

Die Mission in unsern Kolonien

von **P. C. Paul**, Schriftführer der Sächs. Missions-Konferenz. Erstes Heft: **Togo und Kamerun.** Neue Folge der Dietel'schen Missionsstunden. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

[illegible]

Verlag von Fr. Richter in Leipzig.

Alttestamentliche Perikopen.

Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen alttestamentlichen Perikopen. Herausg. von Lic. theol. **Wilh. von Langsdorff.** Preis geh. 11 Mk., Originalhalbfranzband 13 Mk.

Gewichtige Zeugnisse vom Wert des Alten Testamentes für die Predigt leiten diese Arbeit ein, die mit einem erstaunlichen Sammelfleiß unternommen, für die homiletische Benutzung aller alttestamentlichen Abschnitte in irgend einer evangelischen Landeskirche für Predigtzwecke ausgeschrieben sind, Rat und wertvolle Winke giebt. Der Verf. hat hierfür die ältere und neuere Predigtlitteratur als Fundgruben in wahrer Bergmannsarbeit aufgeschlossen und abgebaut und außer charakteristischen Dispositionen besonders Bergkrystalle leuchtender Gedanken der Sammlung eingefügt. Er will nicht eigene Arbeit abnehmen, aber fremde zur Anregung und Verwertung anbieten. Bereicherung, nicht Erleichterung ist sein Zweck. Drei musterhaft sorgfältige Register orientieren leicht a) nach Schriftstellen und Inhalt, b) nach dem Kirchenjahr und den Perikopenreihen, c) über Verwendung der behandelten Texte für kasuelle Zwecke. (D. Hering im Theol. Litteraturbericht.)

Passionspredigten.

Das Wort vom Kreuz. Passionspredigten in Beiträgen namhafter Geistlicher. Herausg. von Gustav Leonhardi. **Zweite, auf das Doppelte vermehrte Auflage,** herausg. von Lic. theol. **Wilh. von Langsdorff.** Preis geh. 2 Mk.

Die vorliegende Sammlung, die als ein Musterbuch für dieses Gebiet homiletischer Praxis gelten darf, enthält 24 Predigten (15 Passionspredigten und 9 Karfreitagspredigten), deren Texte eine fortlaufende Behandlung der Leidensgeschichte bieten. Da wir hier Predigten von M. Frommel, Wiener, Pank, Quandt, Kögel, Baur, Käbel, Faber, Löber ꝛc. vereinigt finden, so bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß etwas Tüchtiges geboten wird.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410